Band 942 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die blutige Lucy




Band 942 • DM 2,20 Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275



Die blutige Lucy

John Sinclair Nr. 942

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 23.07.1996

Titelbild von Richard Newton

Sinclair Crew

Die blutige Lucy

Es war eine mörderische Nacht, aber Lucy Tarlington genoß sie. Die junge Frau stand am Fenster.

Sie hatte die Vorhänge zur Seite geschoben. Auf dem Gesicht mit der hellen Haut spiegelte sich die Anspannung wider, die sie empfand. Ihre Augen glänzten wie im Fieber. Lucy wußte genau, daß etwas unterwegs war und sich noch in den mächtigen, grauen Wolken versteckt hielt, die der Wind durchwirbelte, als wären es die Spielbälle eines längst verschwundenen Riesen.

Ihr gefiel dieses stürmische Spätherbstwetter, das sich nicht entscheiden konnte, ob es den Niederschlag nun als Regen oder als Schnee schickte.

Jedenfalls hatte der Sturm in dieser Nacht die See zu einem Ungeheuer werden lassen. Riesige Arme aus Wasser gischteten dem Strand entgegen. Wellen schlugen haushoch und sorgten für ein Inferno aus brausenden und donnernden Geräuschen, wenn sie mit ungeheurer Wucht gegen die Felsen geworfen wurden, um dort zerschmettert zu werden wie von einem gewaltigen Hammer.

Wellen, Himmel, Wind und Wasser hatten sich zu einem Chaos vermengt. Und dazwischen, tief verborgen, nicht zu sehen, nur zu ahnen, dort lauerte das Böse, auf das Lucy so sehnsüchtig wartete.

Ihr Blick war zwar nach draußen gerichtet, gleichzeitig auch nach innen, als wollte sie in sich hinein lauschen. Irgendeine Botschaft mußte ihr die andere Seite zuschicken. Sie war auserwählt worden, denn sie hatte die Schrift gefunden, die einfach nicht lügen konnte.

Lucy feuchtete die trockenen Lippen mit der Zungenspitze an. Etwas rann kalt und heiß zugleich durch ihren Körper. Das Blut war dick und dünn zugleich.

Kochte es?

Lucy schloß für einen Moment die Augen, als sie an ihr Blut dachte. Es war so ungemein wichtig.

Nicht nur für sie. Es würde auch weiterhin eine wichtige Rolle spielen.

ES war unterwegs. Und damit war auch ER unterwegs.

Die junge Frau veränderte ihren Standort. Sie streckte den rechten Arm aus und krallte sich mit ihren Fingern im Stoff des Vorhangs fest. Dann schloß sie die Augen wie jemand, der sich treiben lassen will. Einfach wegfliegen in die Ewigkeit, hinein in die Leere, irgendwann wieder erwachen und am neuen Ziel sein.

Alles würde sich ändern, ganz bestimmt sogar. Sie würde die Freuden und die Lust erleben wie kaum jemand zuvor. Allein der Gedanke daran ließ sie zittern, und mit einer heftigen Bewegung drehte sie sich um. Mit langen Schritten eilte sie durch den großen Raum. Die Röcke flogen schattengleich mit ihren Säumen über den Boden, und Lucy mußte sie anheben, um nicht zu stolpern.

Das Licht der Kerzen bewegte sich heftig durch den Luftzug. Es warf ein Muster über ihr Gesicht und über ihre Gestalt. Es huschte wie aus einer anderen Welt kommend neben ihr her. Immer wieder lief sie hinein in diese tanzenden Schatten, die nach ihr griffen, sie aber nicht behinderten und sie auch über die breite und geschwungene Treppe hinweg in die oberen Gemächer verfolgten.

Dort lag Lucys Zimmer.

Sie riß die Tür auf, stürmte in den Raum, aber sie öffnete keines der beiden Fenster. Der Sturm war einfach zu stark. Er hätte alles aus der Verankerung gerissen.

Lucy erreichte ihr Bett. Sie drehte sich und warf sich auf den Rücken. Ihr Atem ging heftig. In den Augen schimmerte Feuchtigkeit. Ihr Mund blieb offen. Ihre Hände fuhren über den Körper hinweg.

Es störte sie noch, daß sie Kleidung trug.

Zuerst riß sie ihr Oberteil ab, daß die Knöpfe wegflogen. Das Unterkleid zerrte sie auch auf. Ihre Brüste waren so prall geworden, und sie stöhnte auf, als die Finger mit den Warzen spielten.

Es war die wilde, schon animalische Vorfreude auf ihn, die Lucy überkommen hatte.

Er würde sie nicht im Stich lassen. Er würde zu ihr kommen. Vielleicht war er schon da.

Lucy stöhnte, verdrehte die Augen, als sie zum Fenster schaute. Hinter der Scheibe heulte der Sturm wie ein wildes Tier mit unzähligen Mäulern und Stimmen.

Lucy Tarlington lächelte.

Es war seine Musik.

Sie begleitete ihn.

Und dann würde alles anders werden…

***

Zum Glück gehörte zu dem kleinen Lokal ein Parkplatz. Und zum Glück war er nicht weit vom Eingang entfernt.

Und zum Glück hatte ich noch eine Lücke für meinen Wagen finden können.

Es regnete nicht, es goß. Damit war es nicht getan, denn über London hinweg fegte zugleich ein wilder Herbststurm, als wollte er alles aus der Verankerung reißen, was nicht niet- und nagelfest war. Hinzu kam der Temperaturanstieg bis in den zweistelligen Bereich.

Ein Wetter, das Kreislaufkranken zusetzte. Es sorgte zudem dafür, daß die Zahl der Grippekranken anstieg, die Erkältungen zunahmen und die Apotheker sich die Hände rieben, weil sie in dieser Zeit zahlreiche Mittelchen verkauften.

Bevor ich die Wagentür öffnete, griff ich nach hinten und zerrte meinen Mantel vom Rücksitz. Dann stieg ich aus. Den Mantel hängte ich wie eine Plane über den Kopf, mußte ihn aber mit einer Hand festhalten, damit ihn mir der Sturm nicht wegwehte.

Ich schloß ab, drehte mich und stürmte auf den Eingang zu, begleitet von den wuchtigen Böen, die gegen mich schlugen, als wollten sie mich von den Beinen reißen.

Die dicken Regentropfen klatschten mir auch ins Gesicht; sie waren kalt wie Schnee.

Ich war froh, den schützenden Eingang des Lokals zu erreichen. Mit der Schulter drückte ich die Tür auf. Die bullige Wärme vermischte sich mit den Gerüchen der Speisen. Mexikanische Musik drang aus den Lautsprechern.

Ich hatte meinen Mantel vom Kopf rutschen lassen und schaute mich um. Eine Garderobe war vorhanden, an der ich meinen Mantel aufhängte, mich daneben im Spiegel kurz betrachtete und mit den Händen durch meine Haare fuhr, um sie einigermaßen zu ordnen.

Danach verließ ich den Vorraum, um das öffentliche Lokal zu betreten. Es hieß MEXICAN, war erst vor kurzem eröffnet worden und

absolut in.

Eine regelrechte Mexiko-Welle war über die Insel hinweggeschwappt und hatte auch den Kontinent erreicht. Nachos, Tortillas, Enchaladas, exotische Soßen, Bohnen, Kartoffeln und natürlich Tequilla.

Zutaten, die den Nerv der Zeit getroffen hatten, und ich muß zugeben, dieses Essen schmeckte mir.

Das Restaurant war ziemlich geräumig, aber schmucklos eingerichtet. Holztische ohne Decken, Stühle ohne Polster. Malereien an den Wänden. Kakteen, Männer auf Pferden. Frauen, die aus Fenstern schauten und lächelten. Sombreros hingen unter der Decke und ein großer Ventilator, der sich müde drehte.

Bill Conolly, mit dem ich mich hier verabredet hatte, saß an einem Tisch dicht am Fenster und schaute durch die Scheibe in das graue Wetter. Nicht mal zur Hälfte war das Lokal an diesem Mittag besetzt, deshalb entdeckte mich Bill sofort. Er winkte mir zu.

Ich setzte mich ihm gegenüber und nickte zur Begrüßung.

Der Reporter grinste. »So still? - He, was hast du?«

»Nichts und vieles.«

»Das mußt du mir erklären.«

»Gern.« Ich spreizte den linken Daumen ab und deutete auf die Scheibe. »Bei einem derartigen Wetter jagt man bekanntlich keinen Hund vor die Tür. Du mußt also schon einen triftigen Grund gehabt haben, mich herkommen zu lassen.«

»Habe ich auch.«

»Ich bin gespannt.«

»Wollte Suko nicht mitkommen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Warum denn nicht?«

»Er hat den Vergleich mit dem Hund wörtlich genommen und ist lieber im Büro geblieben.«

»Sein Problem«, sagte Bill.

»Und wie soll ich deines verstehen?« fragte ich ihn direkt.

Dafür bekam ich keine direkte Antwort, denn Bill zeigte zunächst ein süffisantes Grinsen. »Ich denke schon jetzt, daß es nicht meines ist. Es wird auch zu deinem werden, denke ich.« Er mußte lachen, weil sich meine Begeisterung noch sehr in Grenzen hielt.

»Soll ich mich jetzt freuen oder ärgern?« erkundigte ich mich.

Bill kam zunächst um eine Antwort herum, weil der Kellner erschien, der ebenfalls mexikanische gekleidet war. Ob er sich seinen schwarzen Bart auf die Oberlippe geklebt hatte, wußten wir nicht, jedenfalls sah er schon prächtig aus. Der Sombrero hing auf seinem Rücken. Der Mann trug ein helles Hemd und eine bestickte Weste. Er sprach allerdings im Londoner Slang, was den Gesamteindruck ziemlich störte.

Bill und ich bestellten Hamburger auf mexikanische Art und Mineralwasser.
Der Mann mit dem Bart nickte und stampfte in Richtung Küche.
Draußen regnete es noch immer. Die Fluten waren auch nicht schwächer geworden. Der Wind spielte mit dem Wasser und schleuderte es in schrägen Bahnen dem Erdboden entgegen. Viel war nicht zu sehen. Die Welt draußen war eingepackt in Dunst und Wasser. Im Licht einer einsamen Leuchte schaute ich dem monotonen Regen zu.
Erst als das Wasser gebracht worden war und wir daran genippt hatten, fragte ich wieder nach dem Grund unseres Treffens.
Bill trommelte mit der Spitze des Zeigefingers auf die Tischplatte. »Es geht um ein Fundstück, das in meine Hände geriet. Zwar auf Umwegen, aber immerhin.«
»Was ist es?«
»Soll ich dich raten lassen?«
Ich hob die Schultern und schaute in sein Ich-weiß-mehr-als-du-Gesicht. »Zeit haben wir ja. Es regnet, aber hier drinnen ist es trocken. Wir können zuvor noch über die Familie sprechen.«
»Der geht es gut.«
»Freut mich.«
Bill streckte den Arm aus. Ich sah, wie er nach einer Stofftasche griff, die auf dem Stuhl zwischen uns lag. Sie zeigte einen Umweltaufdruck. Mit angespanntem Gesicht hielt der Reporter die Tasche hoch und griff hinein. Erzog etwas hervor, das in einer Plastikhülle steckte. Sie diente zugleich als Schutzumschlag.
Ich konnte den Gegenstand bereits erkennen. Es war ein Buch, das einen schwarzen Einband zeigte, und wenn mich nicht alles täuschte, mußte das Buch schon ziemlich alt sein.
»Ist das der Gegenstand?«
Bill zog das Buch hervor, nickte und legte es neben sich auf den Tisch. »Es ist ein altes Tagebuch«, sagt er als Erklärung.
»Von wem?«
»Von einer jungen Frau. Sie heißt Lucy Tarlington und hat es vor ziemlich langer Zeit geschrieben.«
»Wann war das denn?«
»Noch im letzten Jahrhundert.« Bill senkte den Blick und schaute sich das Buch an. »Es enthält einen brisanten Inhalt - würde ich mal sagen.«
»Welchen denn?«
»Deshalb haben wir uns getroffen. Ich werde es dir gleich sagen, John.«
Der Kellner kam mit dem Essen. Er stellte Bill und mir die Hamburger auf den Tisch, dann die verschiedenen Soßen und

wünschte uns einen guten Hunger.

Man konnte nicht meckern. Die Hamburger schmeckten nicht nur, sie waren auch preiswert.

Ich schaute Bill an, der immer wieder schmunzelte und sich an meiner Spannung weidete. Zudem schielte ich des öfteren auf das Buch.

»Der Inhalt ist wirklich brisant«, wiederholte Bill und biß in den Hamburger.

»Das glaube ich.«

»Ein Spiegelbild des sanften Schreckens.«

»Und wer war diese Lucy Tarlington?«

Er hob die Schulter. »Zumindest eine junge Frau, das steht fest. Auch wenn dir meine Antwort blöd vorkommt, beschreiben kann ich sie eigentlich nicht. Sie hat darauf verzichtet, sich selbst zu erklären oder zu beschreiben. Zumindest, was ihr Äußerliches anging. Was den Seelenzustand betrifft, ist das schon was anderes.«

»Die Spannung wächst.«

»Soll sie auch.«

Dieses Gefühl hielt nicht mehr lange an, denn da hatten wir unsere Teller geleert, und Bill kam zum Kern des Problems. Zunächst einmal schlug er das Buch auf. Seine Bewegungen waren behutsam.

Er wollte die Seiten auf keinen Fall knicken. Man sah ihm sein Alter an. Es war schon vergilbt und an den Rändern leicht eingerissen. Auch das Geschriebene war nicht mehr so deutlich zu erkennen wie noch vor hundert Jahren. Die blaugraue Tinte war blaß geworden.

Bill hob den Blick. »Willst du es selbst lesen?«

»Wann? Jetzt?«

»Wir haben Zeit.«

»Das stimmt zwar, trotzdem würde ich es lieber zu Hause und in Ruhe durcharbeiten.«

»Kann ich verstehen,« gab mein Freund leise zurück. »Nur habe ich dem Finder versprochen, es nicht aus der Hand zu geben. Selbst an dich darf ich es nicht weiterreichen, John.«

»Alles klar - fang an!«

Bill griff zum Wasserglas, trank, runzelte die Stirn und machte mir mit wenigen Worten klar, daß dieses Tagebuch durch sehr emotionale Sätze und Berichten wirkte. Die Schreiberin hatte sich sehr intensiv damit beschäftigt.

Ich lehnte mich zurück. Dabei verschränkte ich die Arme vor der Brust und nickte gottergeben.

Bill lächelte. »Du Wirst dich - wundern, mein Junge…«

Sekunden später fing er an…

***

Damals Die Stunden der Nacht waren für Lucy warm gewesen, obwohl kein Feuer im Kamin diese Wärme verbreitete. In Lucy tobte eine innere Hitze, die sie so unruhig gemacht hatte.

Auf dem Bett hatte sie gelegen, sich herumgewälzt und immer wieder aufgestöhnt. Bis irgendwann die Müdigkeit wie ein großer Schatten über sie gekommen war und sie nicht mehr losließ.

Lucy sackte weg.

Der tiefe Schlaf.

Die noch tiefere Sehnsucht, aber auch das Wissen, nicht mehr allein zu sein.

Jemand war unterwegs zu ihr. Sie wußte, daß er kam. Sie wußte auch, daß er nicht mehr weit entfernt war. Am nächsten Tag würde sie ihn finden. Sie würde sich zu ihm gesellen, sie würde ihn empfangen, und er würde sich auf seine Art dankbar erweisen.

Der Platz war gut. Das alte Haus stand leer. Nur sie befand sich darin. Ihre Eltern hatten es aufgegeben und waren in die Stadt gezogen. Lucy hatten sie zwar nicht zurückgelassen, aber sie sprachen auch nicht dagegen, wenn sie das Haus besuchte und dort übernachtete.

Dieses Haus war für sie ein Glücksfall geworden, auch wenn sein Inneres unheimlich und düster wirkte, was letztendlich ihre Eltern auch dazu getrieben hatte, es zu verlassen.

Der Schlaf, der tiefe, dunkle Schlaf. Sie spürte ihn nicht. Er war wie ein Gefängnis, er drückte alles zusammen. Er brachte die Schwärze und auch die böse Botschaft.

Aber er war nicht endlos.

Irgendwann erwachte sie, schaute sich kurz um und stellte fest, daß der helle Morgen die Nacht bereits vertrieben hatte.

Ein klarer Himmel. Die Sonne beherrschte den blauen Himmel. Noch im Liegen runzelte Lucy die Stirn. Sie zeigte sich etwas verwundert, denn in ihrer Erinnerung lebten noch immer die Schatten der Nacht.

Aber der Tag war da, und die Helligkeit hatte es auch geschafft, die düsteren Gedanken zu vertreiben. Lucy wußte genau, daß derjenige, der sich ihr näherte, das klare Licht nicht vertrug. Er würde sich zurückgezogen haben, um abzuwarten, bis es verschwunden war, aber eins stand fest: Er war erschienen.

Lucy richtete sich auf.

Im Zimmer hielt er sich nicht auf. Sie ging auch davon aus, daß er noch nicht das Innere des Hauses erreicht hatte, aber nicht mehr weit entfernt sein konnte.

Die Kleidung hing nur mehr an ihrem Körper und behinderte sie beim Gehen, als sie auf das Fenster zuschritt. Sie raffte den Stoff hoch und blieb schließlich vor der Scheibe stehen.

Welch ein Unterschied zur Nacht.

Der heftige Sturm war abgeflaut, es war herrliches Wetter. Die Wolken, die in ihr Sichtfeld gerieten, konnte sie an einer Hand abzählen. Sie waren hell und trieben nur langsam über das herrliche Blau.

Lucy Tarlington öffnete das Fenster. Ein Schwall kalte Luft erwischte sie und ließ sie frösteln. Tatsächlich waren die Temperaturen gefallen, sie mußten dicht über der Frostgrenze liegen. Das Meer hatte sich beruhigt, war aber nach wie vor aufgewühlt, denn breite Wogen liefen als schäumende Wellenkämme auf das Steilufer.

Die dabei entstehenden Gischtfontänen hielten sich in Grenzen. Es gab überhaupt keine Vergleich zu den donnernden Wellenbergen der vergangenen Nacht.

Lucy runzelte die Stirn. Da sie oft in diesem Haus übernachtete, kannte sie das Meer, und sie wußte auch, wie es nach einem Sturm aussah. Oft wie ein gewaltiger, ins Unendliche hineinreichender Teppich, der nie zur Ruhe kam, ständig wogte, immer auf der Wanderschaft war, aber stets an derselben Stelle blieb.

Manchmal sah dieser Wasserteppich auch verändert aus. Da brachte er dann Dinge mit, die nicht zu ihm gehörten. Sie hatten sich zuvor in der Tiefe oder auch auf dem Wasser versteckt gehalten und waren dann von der aufgewühlten See an die Oberfläche gespült worden, so wie jetzt, denn Lucy erkannte sehr deutlich, daß sich auf dem Wasser, gar nicht mal weit vom Strand entfernt, etwas von den Wellen Richtung Ufer getragen wurde.

Reste, Trümmer. Sie schaukelten auf den Wellen, und Lucy ahnte, daß dieser wilde Sturm ein Schiff erwischt und zertrümmert hatte.

Sie nickte. Dabei zeigte ihr Gesicht einen versonnenen Ausdruck. Für sie stand fest, daß diese Trümmer etwas mit ihrem Schicksal zu tun hatten, und sie wollte auch nicht mehr länger in diesem Haus bleiben, sondern zu dem schmalen Strand laufen, wo sie schon des öfteren interessantes Strandgut gefunden hatte.

Plötzlich wurde Lucy nervös. Die innere Wärme stieß wieder in ihr hoch.

Lucy schloß hastig das Fenster und eilte aus dem Zimmer.

Nebenan befand sich ein Waschraum. Sie mußte pumpen, um frisches Wasser zu bekommen. Der alte Hebel gab quietschende Geräusche von sich, als sie ihn bewegte. Im breiten Schwall sprudelte das Wasser hervor und füllte eine große Schüssel.

Es war kalt, aber Lucy war daran gewöhnt. Sie zog sich aus, wusch ihren Körper, der eine Gänsehaut bekommen hatte. Sie klapperte mit den Zähnen, aber sie gab nicht auf, sondern beendete ihre morgendliche Toilette. Anschließend eilte sie wieder in den Nebenraum zurück. Im Schrank suchte sie entsprechende Kleidung. Sie brauchte dicke Wollsachen, um sich vor dem kalten Wind zu

schützen.

Zuletzt stieg sie in ihre hohen Schnürschuhe, die rauhe Sohlen aufwiesen, dann nahm sie noch den Mantel vom Haken. Das Innere war mit Fell gefüttert. Zudem hatte der Mantel eine Kapuze, die Lucy hochklappte und zuschnürte.

So gekleidet verließ Lucy Tarlington ihr Haus. Für einen Moment blieb sie auf der Treppe stehen, als wollte sie die Böen genießen, die ihr Gesicht trafen.

Sie hörte über sich das Schreien der Seevögel, die sich um irgendeine Beute stritten. Es war alles so normal. Trotzdem war etwas anders, und das spürte nur sie.

Es war gekommen. Das Fremde hatte die Küste erreicht. Alle Anzeichen standen günstig. Das Schicksal hatte seine Arme ausgebreitet und ihr genau das hingeschoben, nach dem sie sich all die letzten Monate gesehnt hatte.

Noch war es nicht zu sehen, obwohl das morgendliche Licht von einer nahezu unnatürlichen Klarheit war.

Lucy nahm den direkten Weg zum Strand. Sie paßte auf, wohin sie trat, denn er führte fast steil nach unten. Große und kleine Steine waren Teil des Weges. Lucy machte mal lange, dann wieder kurze Schritte, und wer ihr zugeschaut hätte, der hätte gesehen, wie die junge Frau mit den dichten, langen, blonden Haaren tänzerisch wie eine Fee aus dem Märchen ihrem Ziel entgegeneilte.

Der Wind war nicht eingeschlafen. Hin und wieder, wenn keiner der blanken Felsen sie deckte, da spürte sie den Anprall der Kälte. Sie fror ein wenig. Der Wind riß ihr die Atemfahne vom Mund.

Sie nahm das Rauschen des Wassers intensiver wahr und auch die lauten Geräusche, die entstanden, wenn die Wellen weiter unter ihr gebrochen wurden.

Es kam einer wilden Musik gleich. Eine Mischung aus düsteren Melodien und lauten Tönen, als sollte das an den Strand schlagende Wasser den Untergang der Welt einleiten.

Die letzten Meter lief sie schneller. Da war der Boden schon ebener geworden und von feuchtem und schwerem Sand bedeckt. Der Weg lief in der kleinen Bucht aus. Die Strömung transportierte immer wieder Gegenstände an den Strand.

Auch an diesem Morgen.

Lucy blieb stehen, als der Sand unter ihr noch weicher und feuchter geworden war. In schaumigen Streifen liefen die Wellen dicht vor ihren Füßen aus, doch andere Dinge waren jetzt wichtiger. Die Wellen hatten das Erbe des Sturms in ihre Nähe gebracht und zum Teil sogar schon an den Strand gespült.

Tief atmete Lucy durch. Die kalte Luft tat ihr gut. Lucy lächelte zuckend. Ihre Wangen hatten sich gerötet. Weiter vor ihr trieb ein

Mast auf dem Wasser. Hin und wieder verschwand er unter dem Druck des nassen Segeltuches, das sich von ihm nicht gelöst hatte. In seiner Nähe schaukelten Holzteile auf und ab und näherten sich dabei aber weiter.

Lucy wartete. Sie hatte die Hände in die Hüften gestemmt. Sie schaute aus schmalen Augen über das Meer hinweg, denn sie wußte, daß diese Trümmer nicht alles waren.

Das Gefühl in der vergangenen Nacht wollte sie bestätigt sehen. Diese Ahnung, dieser Traum und dieses Wissen hatten sie nicht grundlos erfaßt.

Da kam noch etwas…

Es war ganz nah, sehr nah.

Das Rauschen der Wellen hatte sie vergessen, und sie hörte auch nicht das Schreien der Vögel, denn sie sah jetzt endlich den Gegenstand, auf den sie gewartet hatte.

Tief atmete sie durch.

Da war er. Das mußte er einfach sein. Es gab für sie keine andere Möglichkeit.

Aus ihrem Mund drang ein tiefes Stöhnen, das irgendwie auch befreiend klang. Etwas unternehmen konnte sie nicht. Lucy mußte sich dabei auf die Strömung verlassen, und sie wußte genau, daß diese sich nicht geändert hatte.

Der Gegenstand würde zu ihr hingetrieben werden, hinein in die Bucht, vor ihre Füße - und dann…

Sie wagte nicht, daran zu denken. Die Spannung wurde bei ihr zum Fieber. Um noch mehr erkennen zu können, beschattete sie ihre Augen mit den Händen. An manchen Stellen glänzte das Meer wie ein matter Spiegel, der von Wellen bedeckt war.

Und in diese Helligkeit hinein trieb der Gegenstand, geführt von der Strömung, weitergeleitet durch die Wellen, immer näher kommend, und Lucy konnte ihn jetzt besser erkennen.

Es war eine Kiste, lang und recht schmal.

Lucy lächelte wieder. Ihr Herz klopfte schneller. Sie hörte die Schläge in ihrem Kopf. Außerdem wußte sie, daß es jetzt nicht mehr lange dauern konnte, bis der Gegenstand vor ihren Füßen lag. Sie würde sich dann mit ihm beschäftigen können.

Noch mußte sie warten, aber sie ließ den Gegenstand nicht aus den Augen, der so kurz vor dem Strand immer wieder von den Wellen zurückgezerrt wurde.

Mal tanzte die Kiste auf den Wellen, mal sank sie tiefer in die Täler hinein, dann war sie überhaupt nicht mehr zu sehen, aber sie kam jedesmal wieder hoch, wurde nicht an den Felsen zerschlagen.

Die Kiste schrammte hin und wieder daran entlang, aber sie zersplitterte nicht, und das sah Lucy als gutes Vorzeichen an.

Daß sie weiter vorgegangen war, hatte sie unbewußt getan. Die schaumigen, breiten Streifen erwischten bereits ihre Füße und rollten über sie hinweg.

Wieder drückte eine Welle heran wie eine Wand. Sie stellte sich plötzlich hoch, packte die Kiste, um ihr einen gewaltigen Schub zu geben, der sie mit etwas Glück bis an den Strand herangetrieben hätte, doch so weit war es leider noch nicht.

Lucy mußte warten, bis die Kiste endlich an Land war.

Zunächst einmal wurde sie wieder zurückgeholt, geriet dann abermals in den Kreislauf hinein, und als der nächste Schub die Kiste erfaßte, dann jubelte Lucy vor Freude.

Endlich!

Sie hatte es geschafft. Sie stand dicht vor der Vollendung ihrer Träume. Sie brauchte nur mehr zuzugreifen, und sie tat dies auch, denn sie eilte mit raschen Schritten durch den nassen Sand auf die Kiste zu, die jetzt nicht mehr zurückgerissen wurde. Im Augenblick jedenfalls nicht.

Zwar rollten die Wellen noch heran, ergossen sich auch über die Kiste, aber sie zerrten sie nicht mehr weg.

Lucy lief durch das Wasser. Es spielte für sie keine Rolle mehr, daß auch der Mantel naß wurde.

Dann endlich berührte sie die Kiste! Sie sah, daß diese Kiste einen Namen hatte und auch nicht aussah wie eine Kiste.

Die Wellen hatten einen Sarg an das Ufer geschwemmt!

***

Lucy Tarlington war völlig außer Atem, als sie den Sarg abermals erreichte. Sie konnte ihn nicht am Ufer lassen und mußte ihn ins Haus holen, aber wie? Sie eilte ins Haus, um einen Strick zu holen.

Den wollte sie an der Totenkiste befestigen, um sie zum Haus zu ziehen.

Der Strick war lang genug, um den Sarg verschnüren zu können wie ein Paket. Das hatte Lucy auch geschafft. Sie schaute sich ihr Werk an und war zufrieden. Sie spürte jetzt weder die Kälte noch den Wind. Es ging einzig und allein um sie und um das, was ihr das Meer gebracht hatte.

Sie nahm das lange Ende des Seils hoch, warf es aber noch nicht über ihre Schulter, sondern bückte sich, um an der alten Totenkiste zu rütteln, die allerdings ihr Geheimnis nicht preisgab. Sie blieb zu.

Jetzt ging es Lucy gut, und daran änderte auch die Aufregung nichts, die von Minute zu Minute zunahm. Es war bald soweit, dann würde sie wissen, womit sie es zu tun hatte. Bisher hatte sie die Botschaft nur gespürt, nun aber konnte sie zupacken, den Sarg öffnen, sich mit den Inhalt beschäftigen und…

Dann der große Augenblick. Lucy warf das Seil über ihre Schulter und zerrte daran. Der Sarg setzte sich tatsächlich in Bewegung, löste sich aus dem nassen Sand. Anschließend schleifte er darüber hinweg, und Lucy spürte schon das schwere Gewicht, wobei sie inständig hoffte, daß sich die Verschnürung nicht löste.

Nach einigen Minuten wurde der Transport zu einer regelrechten Quälerei. Das Gelände war einfach zu steil, und die Frau mußte noch mehr Kraft aufwenden.

Immer öfter schaute sie sich um, machte Pausen, doch sie hielt durch, gab nicht auf.

Manchmal schaukelte der Sarg, stand dicht vor dem Kippen, aber er fiel nicht. Es schien so zu sein, als wären Geisterhände dabei, ihn festzuhalten, und Lucy kam immer besser zurecht, je weiter sie ging.

Sie biß die Zähne zusammen. Ihr Gesicht war vor Anstrengung rot angelaufen. Sie keuchte und schwitzte und legte Meter für Meter zurück.

Den Blick hatte sie nach vorn gerichtet. Sie sah nur das Haus auf den Klippen mit der breiten Treppe. Hinter ihrem Rücken vernahm sie die rumpelnden und polternden Geräusche der Totenkiste, die über die vielen Hindernisse rutschte.

Vor dem Haus klappte es besser. Da war der Weg nicht mehr so steil, fast eben, doch da Lucy müde war, kam er ihr nicht weniger anstrengend vor. Als sie die unterste Treppenstufe erreicht hatte, löste sich ein Schrei aus ihrem Mund. Ein Laut der Erleichterung, der auch dann anhielt, als sie zusammensank und auf der ersten Stufe hockenblieb.

Sie war zufrieden, aber sie war auch erschöpft. Lucy brauchte eine Pause, um den zweiten Part ihrer Aufgabe in Angriff nehmen zu können. Auf ihrem Gesicht klebten einige Haarsträhnen am Schweiß fest. Lucy drückte sie erst gar nicht zur Seite, sie wollte nur wieder Kraft finden und schaute dabei hinaus auf das Meer.

Es zeigte sich jetzt friedlich. Nichts wies darauf hin, zu welch einem Raubtier es in der Nacht geworden war. Der normale Wellengang hätte sie eigentlich beruhigen können, doch Lucy war innerlich noch zu nervös und mußte sich erst fangen.

Nach einigen Minuten ging es ihr besser. Sie stand, ging die Treppe hoch, öffnete die breite Tür und keilte sie fest. Der Platz war breit genug, um den Sarg hindurchziehen zu können. Zuvor aber mußte sie noch die Treppe schaffen.

Wieder griff sie nach dem Seilende. Ihre Hände schmerzten bereits. Das Seil hatte sie doch ziemlich aufgerauht.

So zerrte sie den Sarg die Treppe hoch und lauschte den rumpelnden Geräuschen, wenn er über die unregelmäßigen Kanten der alten Steintreppe hinwegglitt.

Das Haus wartete.

Das Haus war dunkel.

Lucy hatte vor einigen Fenstern die Vorhänge zugezogen, so auch in der kleinen Halle, wo sie an den wenigen Möbelstücken vorbei die Totenkiste zog. Mitgeführter feuchter Sand verursachte auf dem Boden kratzende Geräusche.

Erst in der Mitte der kleinen Halle ließ sie das Seil los. Es klatschte zu Boden wie eine tote Schlange. Lucy ging einige Schritte zur Seite, um sich mit der Schulter gegen die Wand zu lehnen. Sie ruhte sich zunächst einmal aus, denn wieder hatte sie ein großes Stück des Weges hinter sich gebracht.

Sie freute sich darüber, daß Sturm, Wellen und Felsen den Sarg nicht zerstört hatten, und sie hatte längst bemerkt, daß ER sich jetzt bei ihr befand.

Lucy schloß die Tür. Das Licht verschwand auch hier. Die Düsternis in der Halle nahm zu, und Lucy kam sich vor wie ihr eigener Schatten, als sie wieder auf den alten Sarg zuschritt.

Sie hatte einen trockenen Mund und schmeckte verstärkt das Salz. Sie dachte daran, etwas zu trinken, verschob es aber auf später. Zunächst einmal zog sie ihren Mantel aus, zündete die Kerzen an und stellte den fünfarmigen Kerzenleuchter auf einen Tisch, setzte sich davor und zog die Schublade auf, in der sie ihr Tagebuch aufbewahrte. Das kleine Faß mit der Tinte und dem Federkiel waren ebenfalls vorhanden.

Lange zu überlegen brauchte Lucy nicht. Sie schrieb auf, was sie erlebt hatte, und sie brachte anschließend ihre eigenen Gedanken zu Papier, damit die Nachwelt sich daran erfreuen konnte.

Erst nach mehr als einer halben Stunde ließ sie den Federkiel sinken. Ihr rechter Arm schmerzte vom langen Schreiben. Sie dehnte und streckte ihn, dann schaute sie wieder ihr Tagebuch an und hing ihren Gedanken nach. Lucy entschloß sich dazu, nicht so lange zu warten, bis die Zukunft zur Gegenwart oder zur Vergangenheit geworden war. Sie wollte schon jetzt das aufschreiben, was in der Zukunft geschah oder einfach geschehen mußte. Es gab überhaupt keinen Grund, daß diese nicht eintreten sollte, die Vorzeichen standen einfach zu günstig.

Und so schrieb sie auf, wie sie sich alles vorstellte. Sie faßte die Sätze in beinahe schon glühenden Worten zusammen, ein Liebesbrief hätte nicht gefühlsintensiver geschrieben werden können, und irgendwo waren diese Seiten des Tagebuchs auch mit einem Liebesbrief zu vergleichen, denn aus den Worten troff die Sehnsucht.

Sie schrieb sich alles von der Seele. Wie ein Sterbender, der eine letzte Botschaft verfaßt. Die letzten Worte flossen ihr nicht mehr so sicher aus der Feder, der Arm war schwer geworden, die Finger steif, den Federkiel konnte sie kaum noch halten.

Schließlich rutschte er ihr aus. Mit der Spitze zog sie einen langen Strich über die Hälfte des Blatts, der ihr vorkam wie ein großer Schlußstrich.

Geschafft, und auch sie war geschafft!

Ihr Kopf sank nach vorn. Sie schob dabei mit den Händen das Tagebuch von sich weg auf die Tischmitte zu und ließ es dort liegen.

Dann schlief sie ein. Sie war einfach zu erschöpft gewesen. Trotz der ungünstigen Haltung schlief Lucy sehr lange. Als sie wieder erwachte, traf sie der Schreck.

Es war noch düsterer geworden. Der Blick auf die Kerzen zeigte ihr, daß sie sehr weit heruntergebrannt waren. Nach ihrer jetzigen Größe zu urteilen, mußten Stunden vergangen sein. Ihr Körper fühlte sich steif an, und mit ebensolchen Bewegungen stand sie auch auf, um zu einem der Fenster zu gehen.

Sie schob den Vorhang zur Seite.

Der Himmel hatte sich verändert. Von Westen her waren gewaltige Wolkenberge gekommen und hielten ihn bedeckt.

Lucy Tarlington stöhnte!

Sie schüttelte den Kopf und stützte sich auf die Fensterbank.

Dann räusperte sie sich, blies den Atem gegen die Scheibe, zog den Vorhang wieder zu, drehte sich um und näherte sich dem Sarg.

Noch brannten die Dochte. Das Licht reichte aus, um den Sarg zu bestreichen. Er war noch feucht.

Sand und Tangfetzen klebten daran. Letztere sahen braun aus wie altes Papier, sie rochen auch oder nicht?

Lucy, die neben dem Sarg stehengeblieben war und ihren Atem angehalten hatte, schüttelte den Kopf. Etwas paßte ihr nicht. Es machte ihr zwar keine Angst, aber es drang schon als ungewöhnlicher Geruch in ihre Nase, und der wiederum hatte mit dem normalen Geruch der Natur nichts zu tun, obwohl er auch dazugehörte, denn in der Natur wurde nicht nur gelebt, sondern auch gestorben.

Ihr drang der Geruch des Sterbens entgegen, des Vergessens und des Vergänglichen.

Modrig, alt. Nach Fäulnis riechend, und das lag nicht am Holz und auch nicht am Tang und Sand.

Diesen Geruch sonderte der Inhalt des Sargs ab.

Auf ihn hatte Lucy gewartet, das war ihr jetzt noch klar. Sie fürchtete sich nicht davor, sie hatte sich einfach daran gewöhnt. Zu lange schon hatte sich die Frau damit beschäftigt, und jetzt, so dicht vor dem Ziel, wollte sie keinen Rückzieher machen.

Etwas anderes tat sie statt dessen. Lucy holte aus einem Schrank neue Kerzen und wechselte die alten aus, die einfach zu weit heruntergebrannt waren.

Dicht an der Tischkante fand der Leuchter seinen neuen Platz.

Danach kümmerte sich Lucy um den Sarg. Sie löste zunächst das Seil, was ihr schwer genug fiel. Mit den bloßen Händen war es nicht zu schaffen, die Knoten hatten sich zusammengezogen. Sie ließen sich nicht mehr öffnen.

Aus der Küche holte Lucy ein scharfes Messer. Sie säbelte das Seil durch und freute sich, als die letzten Fäden zerplatzten.

Nein, der Sarg war noch nicht offen. Sie wußte auch, daß sie, um das Oberteil vom Unterteil zu lösen, wieder ein Werkzeug nehmen mußte, was sie auch tat.

Sie fand den Spalt, sah die alten, verrosteten Verschlüsse und wußte, daß sie leicht aufzubrechen waren. Mit dem nötigen Druck brachte sie es fertig, auch wenn ihr die Klinge dabei zweimal abrutschte und sie beinahe verletzt hätte.

Dann hatte sie es geschafft.

Lucy trat einen Schritt zurück. Sie atmete zischend aus. Noch lag das Oberteil auf dem unteren, aber es war sehr simpel zu lösen. Lucy legte das störende Messer weg.

An der linken Sargseite kniete sie nieder. Beide Hände drückte sie gegen das Oberteil, ruckte daran.

Der Deckel bewegte sich etwas, und Lucy war zufrieden.

Noch einmal setzte sie ihre ganze Kraft ein, dann rutschte der Deckel plötzlich weg wie auf Schmierseife. Er polterte zu Boden, und Lucy konnte in den Sarg hineinschauen. In den letzten Sekunden hatte sie noch befürchtet, sich getäuscht zu haben, doch das war nicht der Fall.

In dem Sarg lag jemand.

Ein totenbleicher Mann…

***

Lucy hatte mit vielem gerechnet, auch damit, dennoch war sie so überrascht, daß sie einen Schritt zurücktrat, den leisen Laut der Überraschung nicht unterdrücken konnte und froh war, den Tisch in der Nähe zu wissen, wo sie sich abstützen konnte, bis der Schwindel verflogen war. Sie war für einen langen Moment aus dem Konzept gebracht worden und mußte sich wieder fangen.

Sie traute sich nicht mal, in den offenen Sarg zu schauen. Zudem wurde sie durch das flackernde Licht der Kerzen leicht behindert, das von der rechten Seite her ihren Augenwinkel erreichte, und sie drehte den Kopf nach links.

Die unruhige Helligkeit verschwand aus ihrem Gesichtsfeld, und sie schaute wieder in das normale Dämmer hinein, das den Raum ausfüllte. Die Vorhänge hielten die dunkler gewordene Helligkeit des Tages zurück. Bald würde die Dunkelheit hereinbrechen.

Eine gute Zeit für ihn. Lucy selbst glaubte inzwischen daran, daß der Himmel nur deshalb aufgerissen war, um ihr die Möglichkeit zu

geben, den Sarg zu bergen. Jetzt gehorchte die Natur wieder ihren eigenen Regeln.

Die Zeit des Sich-Findens war vorbei. Lucy wollte sich wieder um die Dinge kümmern, auf die sie sich schon so lange vorbereitet hatte. Sie ging auf den Sarg zu. Den Leuchter ließ sie stehen. Das Licht strahlte weit genug, auch wenn es von einer gewissen Unruhe erfüllt war, da sich die Flammen leicht bewegten. Auch tote Gegenstände erfüllten sie so mit einem wundersamen Leben.

Die Gestalt war tot! Nein, nicht für sie, nicht für Lucy.

Jetzt lächelte sie, als sie sich vorbeugte, um das Gesicht genauer zu betrachten. Sie geriet so dicht an die Gestalt heran, daß ihr Atem die krausen Haare bewegte, die sich auf dem Kopf zusammenballten.

Sie waren dunkel. Wie mit schwarzer Pomade beschmiert. Trotzdem aber kraus.

Vorsichtig streckte Lucy ihre Hand aus. Sie strich mit der Fläche über das Haar und wunderte sich darüber, wie weich es war.

Sie schob es nach hinten. Das Haar lag jetzt glatt auf dem Kopf, und es veränderte so das Aussehen des Gesichts. Es wirkte jetzt länger und schmaler.

Ja, das Gesicht!

Lucy hockte neben dem Sarg und betrachtete es mit einem versonnenen wirkenden Blick.

Um die Kleidung kümmerte sie sich dabei nicht. Die dunkle Jacke und die dunkle Hose waren nicht wichtig, doch das Gesicht zog sie einfach in ihren Bann.

Es wirkte fremd- romanisch. Die etwas spitze und trotzdem fleischige Nase, der Mund mit den breiten und nicht eben dicken Lippen, die Augen, die offen standen, dann die blassen Wangen mit den kleinen Mulden darin, das Kinn, der Hals, dessen Haut ein Muster aus Falten zeigte.

Woher stammte er?

Lucy wußte es nicht. Aus dem Osten, aus dem Süden. Jedenfalls war ihr klargewesen, daß er kommen würde, und nun war er da. Das Schicksal hatte ihm den richtigen Weg gewiesen, und Lucy würde ihn mit offenen Armen empfangen.

Seine Haut war kalt. Aber nicht eiskalt wie Wasser oder Eis. Eine besondere Kälte, die sie auch nicht erklären konnte. Sie versteckte sich in der relativ weichen Haut des Gesichtes ebenso wie in der am Hals.

Lucy Tarlington wurde forscher. Sie packte den »Toten« an der Schulter an und schüttelte ihn durch.

Er bewegte sich wie eine Puppe, doch er selbst agierte nicht und blieb in seiner Agonie liegen.

Das war nicht gut.

Oder war es bei ihm normal?

Noch hatte sie nicht den Beweis bekommen, den eigentlichen, und sie mußte sich erst selbst überwinden, damit sie noch einmal zufassen konnte. Ihre Hand näherte sich der Oberlippe, dann faßte sich die Frau endlich ein Herz und schob die Oberlippe weit zurück.

Zähne lagen frei.

Nicht nur die normalen Zähne, sondern auch die beiden, auf die es der Frau ankam.

Zwei spitze Hauer. Das Zeichen dafür, daß diese Gestalt zu den Blutsaugern gehörte.

Lucy ließ die Lippe wieder zurückgleiten und erschrak dann über ihr eigenes Stöhnen, weil sie das Gefühl gehabt hatte, daß es der vor ihr liegende Vampir ausgestoßen hatte.

Der aber war ruhig geblieben, denn noch war seine Zeit nicht gekommen. Er scheute das Tageslicht nicht nur, er haßte es sogar. Wären die schweren Stoffe nicht in der Lage gewesen, das Licht abzuhalten, wäre ihm schlecht ergangen.

Aber der Tag blieb nicht ewig. Er würde schon sehr bald von der Nacht gefressen werden, und dann war seine Zeit gekommen.

Lucy Tarlington lächelte, als sie daran dachte. Beim Aufstehen stützte sie sich auf dem Sargrand ab, und sie nickte dem Vampir zu wie bei einem Abschied.

Nur würde es für sie kein Abschied werden. Das hier war der Anfang zu einem neuen Leben.

Durch Lucys Gestalt ging ein Ruck, bevor sie auf die Treppe zuschritt. Sie würde nach oben in ihr Zimmer gehen, denn dort hatte sie noch einiges zu tun.

Lucy wollte gut vorbereitet sein, um den unheimlichen Gast begrüßen zu können…

***

Dunkelheit!

Ein Meer von Finsternis. Ohne Licht, ohne Sterne, ohne einen Mond. Nur die tiefe Schwärze, in der niemand überleben konnte, der ein Mensch war, denn der wiederum mußte einfach die Kraft der Sonne genießen, die ihm wiederum das Feuer des Lebens gab.

Nicht so der Vampir!

Er war nur dem Äußeren nach ein Mensch. Im Inneren jedoch fehlte ihm das Allerwichtigste, die Seele nämlich. Dieser nicht zu beschreibende und auch nicht erklärende Hauch oder Odem, der dafür sorgte, daß der Mensch eben ein Mensch war.

Deshalb war die Gestalt im Sarg kein Mensch mehr, sondern nur mehr ein Zerrbild, ein Seelenloser, der das Licht und die Helligkeit haßte, aber die Dunkelheit und das Licht des Mondes, wenn er denn schien, in sich saugte.

Die Nacht kam. Im Winter waren die dunkleren Phasen länger. Ein Vorteil für den Vampir. Er erwachte, wenn die Dämmerung auch den letzten hellen Zipfel bedeckt hatte, um der Nacht die richtige Vorbereitung zu geben.

Es war so wunderbar, aus der Tiefe des Nichts zu erwachen und keinen Widerstand zu spüren. Uralte Kräfte tobten im Innern des alten Körpers, und mit der einfließenden Finsternis erwachte auch die Gier des Vampirs. Es war die Gier nach Blut.

Nach dem Blut eines Menschen, nach seinem Saft, der ein besonderer war. Er gab dem Vampir die Kraft, auch weiterhin zu existieren. Zwar konnte er es auch ohne Blut für eine Weile aushalten, aber es war schon besser, wenn er hin und wieder einen Schluck bekam.

Die Gestalt im Sarg zuckte plötzlich!

Es war das erste Anzeichen des Erwachens. Dieses Zucken hatte sich auf seine Schultern beschränkt. Ein zweites Mal bewegten sie sich, dann wurden auch die Arme davon erfaßt, die nicht mehr eingeklemmt zwischen Körper und Sargrändern lagen, sondern mit scharrenden Geräuschen in die Höhe glitten.

Die Hände schlossen sich gleichzeitig zu Fäusten, bevor sie sich wieder streckten, als wollte der Untote seine Finger geschmeidig machen, ehe er sich das Opfer schnappte.

Noch ein Stück höher drangen die Hände - und sie packten zu. Wie gelblich bleiche Hühnerklauen umfaßten sie die Ränder der alten Totenkiste, wo sie für einige Augenblicke ruhten und die Hände an den Gelenken abknickten, so daß sie ein schlaffes Bild boten.

Nicht lange.

Der Blutsauger stemmte sich hoch. Wie ein böser Schatten tauchte zuerst sein Gesicht auf, danach der übrige Körper, der nun in den Schein der Kerzen geriet, was dieser Gestalt nichts tat. Denn ihr Licht unterschied sich von dem der Sonne.

Er setzte sich hin und blieb in dieser Haltung. Noch hatte er seinen Kopf nicht bewegt, was sich wenig später änderte, denn da schaute er zum Licht hin. Er öffnete sein Maul wie ein Tier, das nach einer Beute schnappen wollte, aber bei ihm schloß es sich nicht, sondern blieb offen, und das Kerzenlicht zauberte auf die Spitzen seiner Zähne blitzende Reflexe.

Er war wieder da. Kein Deckel hielt ihn zurück. Er konnte sich endlich aus seinem Gefängnis befreien, und aus seinem Mund drangen ungewöhnliche Geräusche, die sich anhörten, wie ein tiefes, im Zwerchfell geborenes Gurgeln.

Der Vampir kippte seinen Oberkörper nach rechts. Der alte Holzsarg fing an zu wackeln, fiel aber nicht um, denn der Blutsauger stützte sich mit einer Hand auf dem Boden ab.

So kroch er aus der Totenkiste und verharrte daneben.

Noch verfügte er nicht über die Kraft, um auf die Beine zu kommen.
Er blieb zunächst auf dem Boden liegen, rollte sich auf den Rücken, wobei die Füße seiner zuckenden Beine noch den Sarg erwischten und ihn ein Stück zur Seite schoben.
Er starrte an die Decke, die sehr hoch über ihm lag. Dort hatte sich der Lichtschein gefangen und hellere Flecken auf das wie angeräucherte Dunkel gemalt.
Die neue Welt. Sie lag jetzt vor ihm. Er hatte die alte verlassen, das Reich der Finsternis war längst in Vergessenheit geraten, jetzt kam es darauf an, sich mit der neuen Aufgabe zurechtzufinden und alles andere zu vergessen.
Bereits weniger mühsam als bei seinen ersten Kletterversuchen, kam er auf die Beine. Er ging einige Schritte zurück, rutschte an der Tischkante entlang, was ihn aber nicht weiter behinderte. Er konnte jetzt laufen, und er blieb auch auf den Beinen.
Seine Schritte waren mit denen eines normalen Menschen nicht zu vergleichen. Sie waren einfach zu unsicher, regelrecht schwankend. Zudem mußte er die Arme bewegen, um das Gleichgewicht halten zu können, aber er blieb auf den Beinen.
Es klappte immer besser, je mehr Zeit verging. Er stampfte einige Male auf, er drehte sich dann, ohne zu fallen, und er blieb so stehen, daß er zur Treppe schauen konnte.
Die Treppe, die Stufen…
Plötzlich spürte er die Gier in sich. Er wußte sehr genau, daß sich jenseits der Treppe etwas tat. Es war ihm klar, daß er sich nicht allein in diesem Haus befand. Den Geruch eines Menschen konnte er einfach nicht vergessen, auch jetzt nahm er ihn wahr. Es war eben ein bestimmter Geruch, der seine Sinne anregte. Er brachte die Botschaft von frischem Blut, das in den Adern der Menschen floß. Das so warm war und das, sollte es einmal den Weg ins Freie gefunden haben, so herrlich roch und in der Kühle leicht dampfte.
Zum Blut kam ein Vampir immer. Kein Hindernis war ihm da zu weit oder zu hoch.
Auch dieser Untote wollte alle Hürden überspringen. Er bewegte sich schlurfend die Treppe hoch, den Blick auf das Geländer fixiert.
Seine Lippen zuckten.
Er erreichte die erste Stufe.
Dann bewegte er seine Hand und schlug sie auf das Geländer. An ihm klammerte er sich fest und zog sich daran hoch.
Stufe für Stufe…

***

Die blonde Lucy Tarlington stand in ihrem Zimmer, dessen Inneres vom Schein zahlreicher Kerzen erleuchtet war, die auch eine

entsprechende Wärme abgaben.
Sie hatte die Leuchter mit den Kerzen gut verteilt und sich so eine wunderbare neue Welt geschaffen, in der sie sich bewegte wie eine Prinzessin im Märchen.
Zwar stand sie auf dem Fußboden, sie ging auch über ihn hinweg, aber sie hatte jedesmal den Eindruck, als würde sie schweben und von unsichtbaren Händen geleitet werden.
Es war herrlich.
Es war so anders.
Musik erfüllte ihren Kopf. Sie drehte sich nach diesen Melodien auf den großen Wandspiegel zu, der ihre Erscheinung sehr deutlich wiedergab. So konnte Lucy vom Kopf bis zu den Füßen sehen, und sie war zufrieden, mit dem, was sie sah.
Nichts erinnerte von der Kleidung mehr an die Frau, die den Sarg zum Haus hochgezerrt hatte. Sie sah aus wie verwandelt. Sie war zu einer anderen geworden. Sie fing an, die Welt zu genießen, und durch ihren Körper tobte die Vorfreude.
Nicht alle Kerzen zeichneten sich auch im Spiegel ab. Doch diejenigen, die sie sah, waren wie Sterne, die ihre Gestalt umgaben, als wollten sie durch ihr schimmerndes Licht der Atmosphäre noch eine besondere Note verleihen, die dadurch etwas Wundersames erhielt.
Lucy lächelte. Sie konnte nicht anders. Sie mußte einfach lächeln. Sie war mit sich selbst zufrieden, hatte ihr bestes Kleid aus dem Schrank geholt und es übergestreift. Ein Traum aus dunkelrotem Samt, der ihren Körper wie zarte Hände umschmeichelte. Es war kein Kleid, wie man es auf vielen Festen und Gesellschaften fand, nein, sie hatte es sich bei einer Freundin nähen lassen und durch die Kunst der Freundin ihre eigenen Vorstellungen wahrgemacht.
Das rote Kleid lag relativ eng auf dem Körper. Die Schultern waren frei, der ovale Ausschnitt war gewagt. Die Taille war geschnürt, die Brüste nach oben gedrückt. Sie schienen aus dem Ausschnitt hervorzuquellen.
Das Unterteil des Kleides war normal weit, so daß sich Lucy gut darin bewegen konnte. So war es ihr möglich, durch den großen Raum zu tanzen, und sie genoß es.
Sie atmete tief ein, als sie vor dem Spiegel stehenblieb, um sich genau zu betrachten. Ihr Gesicht war zu einem Lächeln verzogen. Es zeigte eine gewisse Erwartung. Sie wußte, daß sie nicht enttäuscht werden würde, aber es würde noch etwas dauern.
Das blonde Haar hatte sie mit der Bürste nochmals durchgekämmt. Es wurde von keinem Band und keiner Schleife gehalten, sondern fiel in weichen Wellen bis auf die Schultern, wo es zu einer Außenrolle auslief.

Lucy strich über ihr Gesicht. Es war erhitzt. Das Tanzen hatte sie angestrengt, hinzu kam die Erwartung. Sie wußte zudem selbst nicht, wie lange es dauern würde, bis es sich ihr Gast überlegt hatte und zu ihr kam.

Hoffentlich bald, hoffentlich bald…

Sie weinte ihrem normalen Leben nicht nach, obwohl es noch nicht vorbei war. Für sie war die folgende Nacht ungemein wichtig, dann würden sich die Veränderungen ergeben.

Wie ein junges, fröhliches Mädchen drehte sie sich vor dem Spiegel hin und her. Wieder waren ihre Bewegungen tänzerisch, und sie wiegte sich dabei in den Hüften.

Es war so herrlich, allein zu sein und zu wissen, daß bald ein besonderer Gast erscheinen würde.

Alles Reale hatte sie schon hinter sich gelassen. Der Spiegel zeigte ihr, eine neue Welt, in der es kein Tageslicht mehr gab, sondern nur das der Kerzen und später einmal - im Freien - das des Mondes, dessen platinbleicher Schein die Welt für sich einnahm.

Mit einem letzten Schwung drehte sich die junge Frau um und nutzte die Bewegung aus, um auf ihr Bett zuzugehen, wo sie sich hinlegen und den Gast erwarten wollte.

Bevor sie die breite Liegestatt erreichte, drehte sie sich noch einmal um und ging zur Tür. Sie öffnete sie nur spaltbreit und lauschte in den Flur hinein.

Es war nichts zu hören, auch von unten nicht.

Das beruhigte sie nicht. Der Gast brauchte Zeit. Er mußte sich zurechtfinden, und draußen war es noch nicht richtig finster geworden. Lucy stellte dies fest, als sie den Vorhang an einem der Fenster um eine Winzigkeit zur Seite geschoben hatte.

Noch lag die Dämmerung über Land und Meer. Aber die richtige Finsternis würde nicht lange auf sich warten lassen. Es würde sehr finster werden, denn der Himmel zeigte einen richtigen Vorhang von Wolken, die sich wie eine gewaltige Bleidecke zusammenballten, als wollten sie dort oben alles zerdrücken.

Der Spalt schloß sich wieder, und die Frau ging mit langsamen Schritten endlich zu ihrem Bett. Sie legte sich darauf nieder, aber sie nahm dabei Rücksicht auf ihr Kleid. So wie sie auf dem Bett lag, tat es kein Mensch, der schlafen wollte. In ihrer Haltung glich sie einem Modell, das sich ein Maler gemietet hatte.

Schräg lag sie dort. Den linken Arm erhoben und ausgestreckt, den rechten angewinkelt. Ihr Hinterkopf hatte eine weiche Mulde in das Kissen gedrückt, und die Augen hielt sie offen, um zur Decke schauen zu können, wo das Kerzenlicht zahlreiche runde Inseln hinterlassen hatten, die ineinanderflossen.

Lucy war selig, entspannt, aber zugleich auch ungemein aufgeregt,

denn immer wieder stellte sie sich vor, wie es passieren würde. Daß etwas passierte, war ihr klar, nur mit dem wie kam sie nicht zurecht.

Sie hatte keine Erfahrung. Lucy wußte nur, daß man sie ausgesucht hatte, doch mit Erfahrungen konnte sie nicht dienen. Das würde sich bald ändern.

Geduld war eine wichtige Tugend. Alles andere mußte sie aufschieben. Es ging einzig und allein darum, sich in Geduld zu üben. Die Zeit so zu nehmen, wie sie war, sich noch in dieser für sie geschaffenen Atmosphäre bewegen wie in einer märchenhaften Welt, die sie so sehr liebte und nie mehr verlassen würde.

Das große Ereignis, das dicht vor ihr lag, kam ihr ebenfalls vor wie ein Märchen. Sie würde dort hineintauchen und sich darin wohl fühlen, als jemand, der sich aus dem normalen Leben verabschiedet hatte.

An ihre Eltern oder an die Verwandtschaft dachte sie nicht. Man würde sie irgendwann vermissen und natürlich anfangen zu suchen, aber man würde sie nicht mehr finden, wenn sie einmal die Schwelle ins Dunkel überschritten hatte.

Die Kerzen brannten tiefer. Wachs löste sich auf. Es rann in Tropfen und langen Streifen an den Kerzen entlang nach unten, um dort aufgefangen zu werden, wo sie auf den Haltern steckten.

Wie lange noch bleibe ich allein?

Immer wieder schaute sie zur Tür. Dabei brauchte sie nicht mal den Kopf zu heben, denn der Ausgang lag genau in ihrem Blick, und das alte Holz schwamm im Licht der Kerzen, als wäre es flüssig geworden.

Zwar hatte sich der Himmel draußen mit dicken Wolken bezogen, wie es auch am Abend zuvor der Fall gewesen war, doch an diesem Abend hielt sich der Sturm zurück. Zwar wehte der Wind; es war aber nicht mehr als eine leichte Brise, die über das Land hinwegfloß.

Die Stille stand wie eine Wand im Zimmer. Aber die Wand bekam Risse und Löcher.

Lucy hörte plötzlich etwas, und mit ihrer Lethargie war es vorbei. Plötzlich zuckte sie in die Höhe, denn diese Geräusche, die durch den Türspalt drangen, waren der Beweis, daß jemand kam.

Es war jemand, aber nicht sportlich - schnell, oder wenigstens normal schnell, nein, die Person schien Schwierigkeiten beim Laufen zu haben. Schleifend, schlurfend und müde wirkten die Schritte, aber die Person ging weiter, Stufe für Stufe.

Aber sie ging weiter.

Zwar lag Lucy Tarlington noch in derselben Haltung im Bett, aber ihr Körper hatte sich gespannt.

Sie steckte voller Erwartung, sie wußte, daß es nicht mehr lange dauerte, und sie ließ die Tür keine Sekunde lang aus den Augen.

Dann veränderte sich das Geräusch. Ein Zeichen dafür, daß der

Ankömmling die Treppe hinter sich gelassen und den Flur erreicht hatte.

Auch nicht normal, wieder schlurfend, aber schon forscher, wie Lucy meinte.

Die Geräusche waren plötzlich sehr nahe an der Tür zu hören. Jetzt konnte es nur mehr Sekunden dauern, bis die Tür aufgestoßen wurde und ER über die Schwelle trat.

Die Frau starrte hin.

Die Geräusche waren verstummt.

Der andere wartete.

Lucy hielt den Atem an.

Dann hörte sie, wenn auch nur leise, das Knarren der Angeln, als die Tür von der anderen Seite den nötigen Druck bekam. Sie schwang nach innen, die Geräusche blieben, aber die Tür bewegte sich nur sehr langsam. So dauerte es eine Weile, bis Lucy die Gestalt zu Gesicht bekam. Als sie diesem Anblick nicht mehr entgehen konnte, richtete sie sich auf und blieb auf der Bettkante sitzen.

Die Gestalt bewegte sich nicht.

Noch wartete sie und schickte den Hauch von Verwesung und Grab in das Zimmer.

Dann aber ging sie vor.

Einen Schritt weit nur. Es reichte aus, um Lucy alles erkennen zu lassen.

Geirrt hatte sie sich nicht. Der Besucher auf der Türschwelle war die Gestalt aus dem Sarg…

***

Noch ließ das Licht der Kerzen sie etwas in der Dunkelheit verschwimmen, das aber änderte sich sehr bald, als der Ankömmling in das Zimmer ging. Da wurde er vom Widerschein erfaßt.

Lucy Tarlington hatte es noch sehr gut in Erinnerung. Auch jetzt sah es so aus, aber es hatte sich trotzdem verändert, denn der Blutsauger hatte seinen Mund weit aufgerissen, als wollte er seine eigenen Kiefer ausrenken.

Zwei spitze Zähne schimmerten wie leicht angegelbtes Elfenbein. Die Oberlippe hatte er weit zurückgezogen, durch dieses Mundaufreißen war auch sein Gesicht völlig entstellt und verdiente den Namen nicht mehr. Er bewegte sich jetzt sicherer und floß durch den Schein der Kerzen hinweg wie ein langgezogener Schatten, der nun in den Raum eingedrungen war und ihn für sich einnahm.

Er füllte ihn aus.

Nicht mit seiner Gestalt, sondern mit einem widerlichen Geruch, der aus einer tiefen Erde drang, wo normalerweise Würmer und Käfer ihre Heimat gefunden hatten und sich an allmählich vermodernden

Leichen ergötzten.
Seine Kleidung war zu weit geschnitten. Sie umschlotterte seinen Körper, doch daran störte sich niemand. Lucy war es egal. Sie hörte sich leise stöhnen, als sie ihren Körper in die Höhe drückte und mit zitternden Knien vor dem Bett stehenblieb.
Ihre Brust hob und senkte sich unter den tiefen Atemstößen. Sie spürte die andere Kraft überdeutlich, die wie ein unsichtbarer Fluß in den Raum eingedrungen war.
Es war eine andere Kraft, und Lucy gelang es nicht, sie zu beschreiben.
Der Begriff Totenmacht kam ihr in den Sinn, doch näher darüber nachdenken konnte sie nicht, weil die Schwelle zu ihrem Dunkel immer näher an sie herankam.
Schritt für Schritt.
Ein böses Omen. Ein grauenhaftes Monster, dessen Arme sich zuerst anhoben, um sich dann derjenigen entgegenzustrecken, die ihn aus seinem Sarg befreit hatte.
Noch erreichten die Hände Lucy nicht. Sie wollte nicht mehr warten. Wieder hatte sie den Eindruck, den Boden unter den Füßen zu verlieren und durch die Märchenwelt zu schweben, aber das alles stimmte nicht. Es war schon die Realität. Auch der Vampir entstammte keiner Märchenwelt, denn er griff urplötzlich zu und löste sich dabei nicht auf wie ein Wesen der reinen Phantasie.
Seine Hände waren kalt, klamm, starr, und sie preßten die Oberarme dermaßen hart zusammen, daß sich der Schmerz explosionsartig ausbreitete.
Für einen Moment trat der Frau das Wasser in die Augen, so daß das Gesicht des Blutsaugers vor ihren Blicken verschwamm, als wäre es in Tränen aufgelöst worden.
Dann sah sie wieder klarer, und nahm auch den widerlichen Geruch wahr, der sie erreichte.
Das Parfüm der Pest.
Der Griff lockerte sich nicht. Allerdings verstärkte sich der Druck. Lucy rechnete damit, auf das Bett zurückgestoßen zu werden, doch diese Richtung behielt der Blutsauger nicht bei.
Auf halbem Wege zerrte er die Frau zurück.
Sie prallte gegen ihn.
Sein Mund stand noch immer offen, und er drehte sein Opfer so, daß dessen linke Halsseite dicht vor seinen Zähnen lag.
Nichts anderes hatte er gewollt.
Lucy schloß die Augen. Sie hatte sich schlaff gemacht und voll und ganz in ihr Schicksal ergeben.
Sie wußte, daß sie ihm nicht entrinnen konnte.
Der neue Abschnitt, dachte sie. Das neue Leben, das andere Dasein.

Die Macht der Toten, die Welt der Schatten.

Dann erfolgte der Biß!

Sie spürte nicht viel, als die Zähne in ihren Hals eindrangen, aber dabei blieb es nicht. Der Vampir drückte seinen Mund mit den kalten Lippen auf den Hals der Frau und saugte das Blut aus ihren Adern.

Sein Gier war unersättlich.

Er schmatzte und leckte noch den letzten Tropfen ab. Sein Opfer war längst von den tiefdunklen Armen der anderen Welt umfaßt worden…

***

Bill ließ das Tagebuch sinken und klappte es zu. Er hatte gelesen, zwischendurch getrunken, und so war auch die zweite große Flasche Wasser leer geworden.

»Was sagst du, John?« fragte er dann.

Ich ließ mir Zeit mit der Antwort. Draußen hatte es fast aufgehört zu regnen. Was jetzt noch durch das Licht sickerte, war feiner Sprüh. »Willst du meine ehrliche Antwort hören?«

»Selbstverständlich.«

»Ich glaube, daß diese Lucy zu früh damit aufgehört hat, ihr Tagebuch zu schreiben. Es hätte mehr werden müssen.«

Bill nickte und verzog den Mund. »Da gebe ich dir recht. Nur glaube ich daran, daß sie nicht mehr dazu gekommen ist. Sie ist zu einem Vampir geworden. Sie hat doch geschrieben, daß sie ihn erwartet. Sie hat ihn aus seinem Sarg befreit, den die Wellen an Land gespült haben. Sie war danach mit ihm allein, und da ist es passiert. Dir brauche ich das nicht zu sagen, du weißt selbst, wie die Blutsauger reagieren.«

»Das stimmt wohl.«

Der Kellner kam wieder und schaute uns fragend an. Wir bestellten kein Wasser mehr, sondern jeder ein Bier. Eines konnten wir trinken, das machte nichts. Den Bauch voller Wasser zu haben, ist nicht eben das Wahre.

»Sie hieß Lucy Tarlington«.

»Ja.«

»Und wie hieß der Vampir?«

Bill hob die Schultern.

»Es ist schlecht, daß du es nicht weißt, aber geschehen ist es im vorigen Jahrhundert.«

»In den neunziger Jahren.«

»Wo?«

»An der Westküste. Nördlich von Bristol. Ich weiß nicht mal, ob das alte Haus noch steht. Es ist aber möglich. Wenn wir nachschauen, werden wir kaum noch Spuren von damals entdecken.«

»Das befürchte ich auch«, gab ich zu und wartete mit dem weiteren

Sprechen, bis der Kellner die beiden Biere gebracht hatte. Wir tranken. Ich wischte Schaum von den Lippen und nahm das Wort wieder auf. »So, Bill, dann haben wir als einzigen Hinweis nur dieses alte Tagebuch, das uns im Prinzip auch nicht weiterbringt.«

»Richtig.«

»Von wem hast du es?«

Er hob die Schultern. »Ein Kollege gab es mir, der aus dieser Gegend stammt. Einer von der Fleet-Street-Connection. Na ja, du kennst den Ort ja, wo wir Zeitungsleute unter uns sind. Zumindest jedenfalls.«

»Dann hat er es auch gefunden?«

»Das weiß ich nicht. Ich bekam nur den Rat, mich dahinterzuklemmen. Er hätte es gern selbst getan, aber er wollte sich nicht lächerlich machen. So sind die Kollegen nun mal.«

»Tolle Ausrede«, sagte ich und zwinkerte Bill zu. Ich kannte meinen Freund lange und gut genug.

Er hielt noch immer einen Trumpf versteckt. Mit dem rückte er meist zuletzt heraus. »Gibt es nicht noch einen Hinweis, den man dir gegeben hat? Dir einfach nur das Tagebuch in die Hand zu drükken, ein bißchen wenig.«

Bill trank, um das Grinsen zu unterdrücken. »Ja, es gibt noch einen gewissen Punkt.«

»Aha.«

»Diese Lucy Tarlington ist gesehen worden. Immer wieder mal, und man hat ihr sogar einen Namen gegeben.«

»Welchen?«

»Die blutige Lucy.«

»Oh, das hört sich gut an.«

Bill winkte ab. »Klar, die Leute mußten so etwas tun. Die nachwachsenden Generationen haben sich ihre eigenen Legenden gebildet, und Lucy ist ja bekannt gewesen. Sie ist auch gemalt worden, man weiß, wie sie ausgesehen hat. Irgendwann in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts soll sie im Wald entdeckt worden sein, als sie frisches, dampfendes Blut aus einer Schale trank. Daher der Name.«

»Hat es denn auch Opfer gegeben?« fragte ich meinen Freund. »Wenn Lucy ein Vampir gewesen ist, dann wird sie auch versucht haben, an Blut heranzukommen, denke ich.«

»Wäre in diesem Fall logisch.«

»Und warum ist es das nicht?«

»Ich habe keine Ahnung, John. Man hat nichts darüber gehört. Nur über das Erscheinen dieser Person, aber das ist natürlich alles mit großer Vorsicht zu genießen.«

Ich war ebenfalls der Meinung und äußerte zudem meine Bedenken. »Meinst du wirklich, daß wir uns um die blutige Lucy kümmern müssen? Oder siehst du da einen anderen Weg?«

Bill Conolly steckte das Tagebuch wieder zurück in die Tasche. »Der Baum brennt noch nicht, John, das können wir sagen. Ich bin deshalb der Meinung, daß wir uns nicht so dicht reinhängen sollten und sofort in dieses Gebiet fahren, wo die blutige Lucy angeblich gesehen worden ist. Dann könnten wir überall auftauchen, denn es gibt schließlich zahlreiche Orte mit Erscheinungen gleich welcher Art..«

»Dann hast du einen anderen Vorschlag.«

»Genau.«

»Welchen denn?«

Wir tranken wieder einen kleinen Schluck, bevor Bill die Antwort gab.

»Ich mache mir Sorgen um Sam Fischer.«

»Ist das der Kollege von dir?«

»Richtig.« Bill spielte mit dem Glas und drehte es auf dem Tisch. »Er ist zwar zu mir gekommen und hat mir einiges erzählt, ich aber habe trotzdem das Gefühl gehabt, als hätte er mir etwas Wichtiges verschwiegen. Du kannst jetzt lachen, John, aber es ist mir tatsächlich so ergangen.«

»Ich werde mich davor hüten, das Gefühl kenne ich.«

»Schön, daß du es auch so siehst. Deshalb meine ich, daß Sam Fisher der Schlüssel zu diesem Fall sein kann. Wir müssen versuchen, ihm mehr zu entlocken.«

»Wie willst du das anstellen?«

»Durch deine Hilfe, John.«

Ich winkte ab. »Hör doch auf, Bill, das ist nicht drin! Ich kann nicht zu ihm hingehen, mich vor ihm aufbauen und sagen: So, jetzt aber mal raus mit der Sprache, sonst werde ich böse. Das geht auf keinen Fall, und das weißt du auch.«

»So sollte es auch nicht sein«, erklärte mein Freund.

»Wie dann?«

»Ich habe mir vorgestellt, daß du ihm erklärst, wie sehr dich und damit Scotland Yard der Fall interessiert. Um ihn zu lösen, brauchen wir Informationen, und wir werden ihm erklären, daß er sie nicht mehr zurückhalten soll.«

»Vorausgesetzt, er hat welche.«

»Das glaube ich doch.«

Ich hielt dagegen. »Du bist mit ihm befreundet, Bill, nicht ich.«

Der Reporter schüttelte den Kopf. »Befreundet sind wir nicht. Nein, so kann man das nicht sagen.«

»Aber du kennst ihn näher. Sonst hätte er dir nicht das Tagebuch überlassen.«

»Umsonst tat er es auch nicht. Er wollte die Story ebenfalls haben. Wir hätten uns die Geschichte geteilt. Er in der Tagespresse, ich hätte das in einer Zeitschrift geschrieben.«

»Weiß er denn, daß du dich mit mir in Verbindung setzen wolltest? Ist ihm das bekannt?«
»Ich habe es nicht direkt gesagt, sondern nur angedeutet. Wie gesagt, ich glaube fest daran, daß er mehr weiß. Und auch, daß er Angst hat. Er war nämlich verdammt nervös.«
»Darf ich anfragen, vor wem er Angst haben sollte?«
Bill hob die Schultern. »Vor der Vergangenheit, sage ich mal.«
»Nein, höchstens vor den Gestalten der Vergangenheit.«
»Meinetwegen auch das.«
Bill Conolly legte beide Hände flach auf den Tisch und beugte sich zu mir hin. »Willst du die blutige Lucy nun zusammen mit mir jagen, oder willst du es nicht?«
Ich ließ ihn zappeln. Nur sehr langsam veränderte sich mein Gesichtsausdruck, und ich fing an zu grinsen. »Sei froh, daß wir uns so lange kennen und ich dir keine Bitte abschlagen kann. - Ich bin dabei.«
»Sehr gut. Dann fahren wir morgen früh zu ihm.«
»Wo wohnt er denn?«
»Hier in London. Ich werde dich am besten von Zuhause abholen, dann rutschen wir gemeinsam rüber, denn weit ist es nicht.«
Ich gähnte.
Bill verstand, winkte dem Kellner, um die Rechnung zu begleichen und sagte: »Du bist entlassen, John…«
»Ja, aber dann bitte mit vollem Gehalt.«

***

Sam Fisher war auf der Pirsch. So jedenfalls nannte er seine abendlichen Einsätze, wenn es darum ging, Prominente zu jagen und sie mit der Kamera »abzuschießen«. Um diese Zeit, wo das Wetter schlecht und die Laune der Menschen dementsprechend war, fanden all die Bälle und Parties statt, auf denen gefeiert, getrunken, gegessen, geklatscht und neue Beziehungen aufgebaut wurden, wobei alte dann in die Brüche gingen.
Für einen Klatschreporter gab es da immer mal einen guten Schuß. Zudem kamen die mehr oder weniger prominenten Gestalten dann auch zu diesen Leuten hin, um ihnen die Neuigkeiten brühwarm zu berichten. Meistens auch, um andere zu ärgern.
Eigentlich hätte Sam diesen Job längst aufgeben wollen, um in eine seriösere Sparte zu wechseln, aber er hatte noch ein Jahr drangehängt, denn es ging ihm um Lucy Tarlington.
Daß er als Jugendlicher mal ausgewandert war, weg von der ländlichen Westküste, hinein ins hektische London, um dort seine Brötchen zu verdienen, wußten nur wenige. Das war auch gut so, er wäre sonst von den Kollegen aufgezogen worden, aber Sam Fisher

hatte die Zeit der Jugend und des frühen Erwachsenseins trotzdem nicht vergessen. Er war schon immer neugierig gewesen und kannte deshalb auch den Hintergrund der Geschichte um diese Lucy Tarlington, die in seiner Heimat als blutige Lucy bekannt war. Er hatte sich oft genug ihr Bild angeschaut, ein großes Gemälde auf dem sie als Schönheit abgebildet worden war. Trotzdem hatte er bei ihrem Anblick stets den Schauder der Furcht empfunden, weil er immer daran denken mußte, was aus ihr geworden war.

Bei einem seiner heimatlichen Besuche war es ihm gelungen, das Tagebuch dieser Person in die Hände zu bekommen. Er hatte es mit Interesse gelesen, es auch behalten und zunächst niemandem davon berichtet. Sam wollte die Geschichte eigentlich ausschlachten und sie für gutes Honorar verkaufen.

Dazu war es noch nicht gekommen.

Dafür war etwas anderes eingetreten. Er hatte Lucy gesehen.

Genau die Lucy!

In London, auf einer dieser Feten, und sie hatte sich um keinen Deut verändert. Sie war nicht älter geworden. Ein Schock für ihn. Der zweite jedoch war weitaus brisanter gewesen. Lucy hatte nicht mal ihren Namen gewechselt. Natürlich kannte man sie nicht als die blutige Lucy, Insidern allerdings war sie schon bekannt, denn sie gehörte zur Londoner Party-Clique, zu den Leuten, die ihre Feste immer im Gewitter der Blitzlichter feierten.

Wer dabei war, hatte Geld. Zwangsläufig wurde er auch für die Öffentlichkeit interessant. Natürlich hatte sich Sam Fisher darangemacht, herauszufinden, woher Lucy Tarlington stammte. Doch so leicht war das nicht. Zudem wußte niemand so recht, wer sie war. Sie war einfach da. Sie kam auf die Feste, man kannte sie, sie aß, sie trank, aber man sah sie nie auf Fotos, da sie immer verstand, diesen Blitzlichtgewittern zu entgehen, und trotzdem stand sie häufig im Mittelpunkt.

Sam wußte Bescheid.

Aber Sam war auch nicht dumm. Für ihn stand fest, daß er einer Sache auf die Spur gekommen war, die es eigentlich nicht geben durfte. Deshalb mußte hinter ihr ein Geheimnis stecken, über das sich zu berichten sicherlich lohnte.

Sam Fisher gehörte auch zu den vorsichtigen Menschen. Er wollte sich auf keinen Fall die Finger verbrennen oder noch mehr, deshalb hielt er sich mit seinen Recherchen zurück. Er kam nie zu nahe an Lucy heran, er interviewte sie auch nicht, sondern ließ sie einfach an der langen Leine laufen. Er hatte sie auch nie verfolgt, um herauszufinden, wo sie lebte. Man hatte von einer tollen Penthouse-Wohnung gesprochen, aber bestätigt hatte das niemand.

Über Lucy wurde viel geredet. Details allerdings waren nicht

herausgefunden worden.
Das sollte sich ändern.
Sam Fisher war ein Mensch, der Rückendeckung liebte. Da er sich in der Branche auskannte, wußte er auch, daß es einen gewissen Bill Conolly gab, einen Kollegen, der sich mit bestimmten Phänomenen beschäftigte, sie sogar suchte, um darüber Berichte zu schreiben. Bill Conolly gehörte zu den erfolgreichen Kollegen. Sam hatte ihn einige Male getroffen, sie hatten miteinander gesprochen, zusammen getrunken und gefeiert.
Ihm hatte er das Tagebuch zukommen lassen. Einen großen Kommentar hatte er nicht abgegeben.
Für Sam war es mehr als Rückendeckung gedacht. Außerdem hatte er mit Bill nicht darüber gesprochen, daß es diese Lucy Tarlington hier in London gab. Er hatte Bill nur auf diesen Fall hinweisen wollen, und sicherlich würde sein Kollege darauf auch anspringen. Den direkten Kontakt zu ihr jedoch wollte Sam Fisher jedoch selbst herstellen.
Als Pressemann bekam man fast immer einen guten Parkplatz nahe des großen Geschehens.
An diesem Abend sollte einer der Herbstbälle in einem großen Hotel stattfinden, und dessen Tiefgarage war für Sam Fisher ein idealer Platz. Schon zwei Stunden vor dem Beginn des Balls war er dort hineingefahren und hatte sich einen sehr günstigen Standort gesucht. Er parkte so, daß er den Zugang zum Hotel direkt im Auge behalten konnte. Keiner der Gäste würde über die Nottreppe in die Hotelhalle wandern, jeder würde durch die Feuerschutztür zum Lift gehen.
Fisher gehörte zu den Leuten, denen das Warten nicht viel ausmachte. Da er die Stones liebte und genügend Kassetten von dieser Gruppe besaß, verkürzte er sich die Wartezeit mit deren Musik. Dazu aß er Gummibärchen und dachte daran, wie gut es für ihn war, nicht verheiratet zu sein, denn einer Ehefrau hätte er diesen Job nicht zumuten können.
Sam Fisher gehörte nicht eben zu den auffälligen Erscheinungen, worüber er auch froh war. Man sah ihn eher als unscheinbar an, wie auch seine Kamera, die klein und handlich, aber mit Zoom und Weitwinkelobjektiv ausgestattet war.
Die lag griffbereit auf dem Nebensitz, und wenn es sein mußte, verschwand sie auch mal in seiner Hand.
Sam trug einen dunklen Anzug, der auch schon bessere Tage gesehen hatte. Sein flachsblondes Haar war strubbelig, das Gesicht war ein Durchschnittsgesicht. Wer es sah, der vergaß es sofort, es sei denn, man konzentrierte sich auf die Augen, die immer etwas listig funkelten.
Fisher gehörte auch nicht zu den Typen, die überdurchschnittlich groß waren. Aber er konnte sich trotzdem durchsetzen und kam viel

besser an die Promis heran als mancher Schaumacher aus seinem Umkreis.

Warten.

Gummibärchen kauen. Sie schmeckten ja, aber wie und vor allem woraus sie hergestellt wurden, das hätte er jetzt nicht hören wollen.

Die ersten Wagen trafen ein. Sie fuhren in die Parktaschen und entließen die Gäste. Die Tür lag im Lichtkreis einer Lampe, und durch diesen Schein mußte jeder, so konnte Sam sie erkennen. All die Reichen und Schönen, eingepackt in ihre Roben und eleganten Anzüge. Sie wollten zu dem Wohltätigkeitsball und sich durch ihre Spende ein gutes Gewissen verschaffen.

Er hätte jetzt schon gute Aufnahmen schießen können, aber es wäre aufgefallen, wenn plötzlich ein Blitz aufgezuckt wäre. Zudem ließ sich in einer Tiefgarage kaum jemand gern fotografieren.

Lucy Tarlington befand sich nicht unter den ersten Gästen. Sam fragte sich, ob sie allein oder mit einem Begleiter erscheinen würde. Die Walker, so nannte man die Begleiter, waren dünn gesät, und eigentlich war Lucy immer allein gekommen und auch allein wieder gegangen, obwohl sie bei ihrem Aussehen fast jeden hätte abschleppen können. Wer sie in diesem Outfit sah, würde den Namen »Blutige Lucy« nicht begreifen können.

Seine Spannung wuchs. Selbst die Stones störten ihn jetzt. Deshalb hatte er ihnen die Stimmen abgedreht. Er wußte auch, daß Lucy nie allzu früh, aber auch nicht zu spät kam, sie hielt sich stets in der Mitte. Seiner Berechnung nach mußte sie eigentlich in den nächsten Minuten erscheinen, und er machte sich schon startbereit.

An diesem Abend wollte er mit Lucy hoch in das Foyer fahren und auch in ihrer Nähe den Ballsaal betreten. Er würde auch versuchen, endlich ein Foto von ihr zu schießen, um Gewißheit zu bekommen.

Entwischen sollte sie ihm nicht.

Die Wagen rollten jetzt kurz hintereinander in das unterirdische Gewölbe. Lucy fuhr meistens einen kleinen, aber flotten Golf. Sie verzichtete auf die großen Karossen und gab sich bescheiden, doch Sam schätzte, daß das alles nur Fassade war. Hinter ihr steckte mehr, viel mehr.

Auf jeder VIP-Party war sie dabei. Aber auf den Bildern in den Gazetten nie zu sehen. Das war bisher keinem Reporter aufgefallen, zumindest gab es niemand zu. Zudem waren genügend andere Promis auf den Festen, so daß es nicht auffiel, wenn Lucy nicht abgebildet wurde.

Doch ihr Name stand in den publizierten Gästelisten.

Wann kam sie endlich?

Sam wurde nervös. Vor dem Lift hinter der Tür drängten sich sicherlich die Gäste. Auf der einen Seite war es gut, auf der anderen

nicht. Ihm war der Kontakt zu Lucy wichtig. Er mußte ihn herstellen, schon hier unten, und er würde es schaffen.

Sie kam.

Von der rechten Seite her näherte sie sich der Tür. Eine Pelzjacke lässig über die Schultern gelegt, den Rock leicht gerafft, das blonde Haar zu einer wilden Mähne frisiert, so schlenderte sie auf die Tür zu.

Na endlich, dachte Fisher. Es hat sich also doch gelohnt. Er wartete noch einige Sekunden ab, bevor er die Tür aufdrückte und sich aus dem Fahrzeug schob.

Lucy wandte ihm den Rücken zu. Sie hatte die Tür bereits geöffnet und gesellte sich zu den anderen Gästen, die im Gang und vor der Tür des Fahrstuhls standen, um nach oben zu fahren.

Auch Sam ging hin. Unterwegs klopfte er sich seinen Anzug ab, richtete die Krawatte und versteckte die Kamera. Er wollte nicht schon jetzt als Reporter erkannt werden, obwohl die Typen vor dem Lift ihn bestimmt kannten, aber so taten, als wäre es nicht der Fall, denn sie schaute demonstrativ zur Seite.

Sam mußte grinsen. Einer von ihnen war ein ehemals bekannter Schauspieler, der ihn vor einigen Wochen händeringend gebeten hatte, doch ein Foto zu schießen, damit er mal wieder in der Zeitung zu sehen war. Jetzt tat der Knabe so, als wäre Sam gar nicht vorhanden. Dafür kümmerte sich der Mann mehr um seine asiatische Begleiterin, deren Hand er ständig küßte. Die Kleine war mindestens dreißig Jahre jünger als der Mann. Das gehörte wohl zur Imagepflege.

Sam Fisher stellte sich dicht hinter Lucy. Ihre Haarsträhnen kitzelten beinahe seine Nase, er konnte ihr Parfüm riechen und sah auch vor sich die nackten Schultern.

Sein Blick glitt tiefer über den Rücken hinweg, und plötzlich hielt er den Atem an.

Nicht wegen Lucy Tarlington. Diesmal ging es ihm um das Kleid. Um den Schnitt, um den Stoff, um die Farbe.

Er kannte es.

Allerdings nicht von irgendwelchen Feten und Galas her, sondern von dem Bild aus seinem Heimatort. Auf dem Gemälde hatte Lucy dasselbe Kleid getragen. Der Schnitt, die Farbe, das Material, da paßte alles haargenau zusammen, auch der sehr breite und für Männeraugen interessante Ausschnitt.

Sam hielt den Atem an. Sogar einen Schritt zurück ging er.

Er war überrascht und ärgerte sich, daß er plötzlich anfing zu schwitzen. Daß Lucy ausgerechnet an diesem Abend eben dieses Kleid trug, wollte ihm nicht in den Kopf. Er kannte sie in anderen Outfits. Hatte das etwas zu bedeuten? Hatte dieses Kleid die Zeit ebenso überdauert wie Lucy selbst?

Wie Lucy selbst!

Darüber mußte er nachdenken. Sam konnte es sich einfach nicht vorstellen. Er glaubte noch immer an eine Doppelgängerin, diese Lösung wäre ihm sogar am liebsten gewesen, denn daraus hätte er auch eine Geschichte machen können, aber auf der anderen Seite sah Lucy so aus wie auf dem Gemälde. Da stimmte einfach alles, und so exakte Doppelgängerinnen gab es nicht. Sogar der kleine Leberfleck im Nacken war vorhanden.

Das Rätsel vergrößerte sich. Im nachhinein war er froh, Bill Bescheid gegeben zu haben. Der Kollege war für ihn so etwas wie eine ferne Rückendeckung.

Endlich öffnete sich die Lifttür. Das große Einsteigen begann, wie immer mit einem leichten Drängen verbunden, und Sam Fisher erwischte als letzter einen Platz.

Der Zufall wollte es, daß er dicht neben der Frau stand. Beide berührten sich.

Sam mußte eingestehen, daß sie größer war als er. Sie stand an seiner rechten Seite, schaute starr lächelnd nach vorn, und es bewegte sich bei ihr nichts.

Wie ein Stock, dachte Sam. Wie ein harter und zugleich auch kühler Stock, denn die Wärme ihrer Haut war für ihn nicht zu spüren. Er roch nur das Parfüm, das sich mit den anderen Duftwolken vermischte, so daß man kaum Luft holen konnte.

Warten, reden, lächeln…

Da war noch etwas.

Sam schnupperte.

Ein anderer Geruch, den er sich entweder einbildete oder der tatsächlich vorhanden war. So genau konnte er das nicht beurteilen, jedenfalls paßte dieser Geruch nicht zu den anderen Düften. War es ein alter oder ein fauliger Geruch?

Einen Eid hätte Sam nicht ablegen wollen, aber der Verdacht blieb schon. Die Vorstellung, daß er dicht neben einer Person stand, die mehr als hundert Jahre alt war und sich in der Zwischenzeit nicht verändert hatte, beunruhigte ihn schon, und er spürte, wie ihm das Blut in den Kopf stieg, so daß die Haut leicht zu brennen anfing.

Er atmete heftiger. Beinahe hätte ihn der Schwindel erfaßt. Er mußte einfach raus hier, den der Aufzug war plötzlich zu einer Gefängniszelle geworden.

Wann hielt er an?

Die anderen Passagiere unterhielten sich. Sie flüsterten, oder sie sprachen halblaut. Mal ein Lachen, dann endlich stoppte der Lift, und die Türen schoben sich auseinander.

Freie Bahn.

Er atmete auf. Vor ihm bewegte sich Lucy Tarlington zusammen mit den anderen auf die Mitte des geschmückten Foyers zu, das eine

besondere Dekoration zeigte, eine künstliche Winterlandschaft.

Dafür hatte der Reporter keinen Blick. Er wollte Lucy nicht aus den Augen lassen. Zunächst einmal mußte er sich zurechtfinden. Die Luft war ihm knapp geworden. Am Hals klemmte der Kragen. Er brauchte einige Sekunden der Erholung. Die anderen waren schon dorthin gegangen, wo die Fotografen standen und ihre Blitzlichter die Promis blendeten, die dies aber gern in Kauf nahmen.

Sam Fisher mußte sich beeilen, um den Anschluß zu halten. Etwas torkelnd lief er der Gruppe nach, was ein ihm entgegenkommender Kollege sah und ihn deshalb anmachte. »Bist du schon jetzt abgefüllt, Sammy?«

»Ach leck mich…« Sam lief weiter unter glitzernden Girlanden hinweg, auf denen der künstliche Schnee lag. Sie alle ragten wie Segel in die Höhe und endeten an der Decke, wo sie in der Halle ein winterliches Zelt bildeten.

Ein übergroßer Weihnachtsmann stand in der Mitte und bewegte permanent den Kopf, während er und die Gäste von einer süßlichen Weihnachtsmusik umschmeichelt wurden.

Im Hintergrund des Foyers waren die Außenbars aufgebaut, wo der Champagner in Strömen floß.

Und dort befand sich auch der Zugang zu den Ballsälen.

Die beiden Türen standen offen. Man ging dort hinein, wenn man irgendwelche Mäntel und Jacken an der Garderobe abgegeben hatte. Das alles lief nach einem genauen und immer demselben Schema ab. Sam kannte dies, es interessierte ihn nicht. Er suchte Lucy Tarlington, um ein Foto schießen zu können.

Wenn er es jetzt tat, zusammen mit den anderen Kollegen, die wie die Hyänen am Eingang des Ballsaals lauerten, war das eine günstige Gelegenheit.

Er wußte, wer mit ihm hochgefahren war. Die Gäste hatten Teile der Kleidung an der Garderobe abgegeben und hielten sich im Ballsaal auf.

Nur eine nicht - Lucy Tarlington.

Sie war wie vom Erdboden verschwunden!

***

Eine halbe Stunde später.

Sam Fisher war noch immer sauer. Man hatte die Tür mittlerweile geschlossen, damit die Gäste unter sich waren. Sie alle hockten jetzt an den zahlreichen, runden Tischen, bei denen jeder Platz besetzt war. Für einen Reporter gab es dort keinen Platz mehr. Fisher und seine Kollegen hatten Stühle ergattert. Sie saßen jetzt an der Wand des Festsaals und schauten dem Treiben zu.

Strategisch günstige Plätze, denn jeder, der eine Toilette aufsuchte,

mußte an ihnen vorbei.

Auf der Bühne weiter vorn wurden die ersten Reden geschwungen. Da saß auch die Band. Man hatte die Lose der Tombola auf zahlreiche Eimer verteilt. Studentinnen boten sie zum Kauf an.

Sam suchte Lucy, doch er fand sie nicht. Sie konnte überall sitzen, es waren einfach zu viele Menschen da.

Jeder wollte irgendwie auffallen und hatte sich dementsprechend gekleidet. Da Sam einen Bericht über den Abend schreiben mußte, nahm er sich die Zeit und diktierte die ersten Sätze, die ihm eingefallen waren. Er sprach in das schmale Gerät, das normalerweise in seiner rechten Jackentasche steckte, während er in der linken sein Handy verwahrte, das sich ausgerechnet jetzt meldete.

Der Chefreporter wollte etwas von ihm und nur wissen, wie die Fete denn so lief.

»Wie immer.«

»Kein Eklat?«

»Nein.«

»Sind die Royals vertreten?«

»Bisher noch nicht. Nicht mal Lady Di.«

Der Chefreporter lachte meckernd. »Die wird sich nach dem Interview nicht sehen lassen. Nein, nein, die hält sich zurück, bis ein wenig Gras über die Dinge gewachsen sind. Aber sonst schaust du dich doch um - oder?«

»Wie immer«, bestätigte Fisher.

»Okay. Viel Spaß.«

Das Gespräch war beendet, und Sam konzentrierte sich wieder auf den eigentlichen Job, der noch an Langeweile zu ersticken drohte. Wenn der Tanz begann, klickten auch wieder die Kameras, vorher war Pause. Niemand wollte gern beim Essen abgelichtet werden, verständlich.

Die Vorspeise wurde schon serviert. Die Reporter bekamen natürlich nichts, aber draußen gab es einen Bierstand, wo sich die Gäste später drängten. Würste wurden ebenfalls angeboten, und Sam Fisher verspürte schon jetzt Durst.

Der Stand war mittlerweile fertig. Man konnte auch ein erstes Bier trinken. Sandwiches wurden frisch belegt, und Sam griff sofort zu. Es war besser, wenn er jetzt etwas aß, als es später zu versuchen, wo alle hier standen.

Lucy Tarlington. Dieser Name spukte durch seinen Kopf. Er würde an sie herankommen müssen, nur wußte er nicht, wie er das anstellen sollte. Einen Plan konnte er nicht machen, er mußte warten, bis sich eine Gelegenheit ergab. Oft war es ja der Zufall, der einem Mann wie ihm immer wieder auf die Sprünge half.

Geduld haben.

Essen, das Bier trinken, die Türen zum Ballsaal unter Kontrolle haltend, die sich hin und wieder öffneten, wobei kein Gast den Saal verließ, sondern nur die Mitglieder des Personals.

Bis auf eine Ausnahme.

Sam Fisher war noch dabei, sich die Finger an der Serviette abzuwischen, als er Lucy Tarlington sah, die den Saal verlassen hatte. Hinter ihr schwang die Tür zu, und sie hob für einen Moment die Arme an, um mit den Händen durch ihre Haare zu fahren.

Keiner fotografierte, auch Sam nicht. Er hätte es getan, aber er war zu sehr mit seinem Essen beschäftigt gewesen. So mußte er auf eine andere Chance lauern.

Lucy Tarlington schlug den Weg zu den Toilettenräumen ein. Sie bewegte sich dabei normal, wie eben ein völlig normaler Gast, aber nicht wie eine Person, die schon seit mehr als hundert Jahren auf dieser Welt weilte, wenn Sams Annahmen stimmten.

Er verfolgte sie.

Nicht so, daß es unbedingt zu sehen war. Er schlenderte hinter ihr her wie jemand, der ebenfalls die Toilettenräume aufsuchen wollte und es dabei nicht eilig hatte.

Jetzt aber hielt er die Kamera fest.

An der Garderobe vorbei mußte er gehen, wo die Frauen zusammenstanden und sich unterhielten.

Rechts lagen die Türen zu den Damentoiletten, man konnte unter zwei Eingängen wählen, an der linken Seite die Zugänge zu den Gentlemen.

Spiegel waren auch vorhanden, aber es war zu spät für Sam Fisher. Er hatte nicht sehen können, ob sich Lucy Tarlingtons Gestalt in einem Spiegel abmalte. Hätte er sie nicht gesehen, obwohl sie an einem Spiegel vorbeigegangen war, dann wäre sein Verdacht zur Gewißheit geworden, es hier mit einem weiblichen Vampir zu tun gehabt zu haben, obwohl es so etwas eigentlich nicht geben konnte. Zudem lebten Vampire der Sage nach in alten Grüften und Gemäuern.

Er wartete und schlenderte nahe der Garderoben auf und ab. Immer den Blick auf die Türen der Damentoiletten gerichtet.

Sie würde kommen.

Er würde sie packen.

Die Kamera hielt er schußbereit. Das Licht würde ihn nicht stören, er würde sich sehr schnell zurückziehen, das stand fest. Natürlich hatte Sam Fisher schon bei anderen Festen die Gelegenheit gehabt, Fotos von Lucy zu schießen, nur hatte er sich da nicht getraut. Manche Menschen reagierten empfindlich, wenn man sie aufnahm, wenn sie ihre Einwilligung nicht gegeben hatten.

Sie kam.

Ahnungslos, lässig, die Pelzjacke über den Arm hängend.

Blitzartig drückte er auf den Auslöser. Sam wußte, daß der Motor den Film blitzartig weitertransportierte, so daß er innerhalb von Sekunden mehrere Bilder schießen konnte.

Das tat er auch hier.

Das Blitzlicht zuckte. Es irritierte die Garderobieren ebenso wie Lucy Tarlington.

Sie blieb stehen.

Alles lief in wenigen Sekunden ab. Und in dieser Zeit hatte der Reporter ein Erlebnis oder eine Ahnung, über die er so gut wie nicht hinwegkam.

Während er die Fotos schoß, da schien sich Lucy Tarlington vor ihm aufzulösen. Ihr Gesicht zerfloß, oder zerfloß nicht? Die Haut löste sich ab wie dicker Leim. Ein Knochenschädel erschien. Ein weit geöffnetes Maul, aus dem zwei Vampirzähne ragten, dann zerplatzte alles zu Asche und war im nächsten Moment vorbei.

Er ließ die Kamera sinken.

Vor ihm stand Lucy Tarlington. Sie sah so aus wie im Fahrstuhl. Es gab keinen Knochenschädel, keine Vampirzähne, auch keinen Staub, der zu Boden wölkte, alles war normal, bis auf eine kleine Änderung.

Lucy Tarlington lächelte jetzt. Es war kein normales Lächeln, das ins Leere lief, nein, es hatte schon ein Ziel, und dieses Ziel stand nur wenige Schritte vor ihr.

Sam Fisher, der seine Kamera hatte sinken lassen, gefiel dieses Lächeln nicht. Es war eisig, es war kalt, wissend, zugleich auf eine besondere Art und Weise gefährlich.

»Es ist okay, nicht?« fragte er.

Lucy nickte ihm zu. »Ja, es ist okay«, erwiderte sie. »Ich habe nichts dagegen.« Die besondere Betonung hatte sie auf das erste Wort gelegt, was Sam nicht weiter aufregte. Unangenehmer war da schon das Kichern einer jungen Garderobiere, denn sie mußte zufällig mit auf dem Foto zu sehen sein, weil sie genau in dem Augenblick hinter Lucy hergegangen war, um die Toilettenräume zu betreten.

Die Tarlington ging weiter. Lässig, schon arrogant. Sie hielt den Kopf hoch, und sie gönnte Sam Fisher keinen Blick mehr. Er kam sich vor wie ein Hund, der getreten worden war. Es war anders gewesen als sonst. Hier braute sich was zusammen. Nicht allein die Erinnerung an das seltsame Auflösen dieser Frau machte ihm zu schaffen, auch andere Dinge wollten ihm nicht in den Kopf.

Ihr Gehabe, ihr Lächeln, das wissend war.

Wußte sie etwas? Hatte sie gespürt, daß ihr jemand auf den Fersen war? Er konnte es nicht sagen.

Nur eines wußte Sam Fisher genau: Auf diesem Ball hielt ihn nichts mehr. Er würde ihn so schnell wie möglich verlassen und in seine Wohnung fahren, um dort den Film zu entwickeln. Er wollte sehen, ob

er mit seiner Vermutung recht behalten hatte.

Niemals zuvor hatte er sich in einer schwach beleuchteten Tiefgarage gefürchtet. Das änderte sich, als er zu seinem Wagen lief, einem Opel Vectra, den er sehr günstig erworben hatte. Auf dem Weg dorthin überkam ihn das Gefühl, verfolgt zu werden von etwas Unsichtbarem, das ihn begleitete, wie ein eisiger Schauer.

Als er den Schlüssel in das Schloß steckte, zitterte seine Hand. Zudem keuchte er.

Er schaute sich um. Es war kein Verfolger zu sehen. Weit im Hintergrund fuhr jemand weg. Das Geräusch des Motors hallte durch den unterirdischen Komplex.

Es ging alles glatt. Er schoß förmlich über die Auffahrt nach oben und hatte dabei das Gefühl, einer Hölle entwischt zu sein.

***

Sams Wohnung war nicht groß. Aber sie reichte aus, um eine Dunkelkammer zu installieren. Die meisten Filme gab er zwar ins Fachgeschäft, die wurden dann computergesteuert entwickelt, aber einige wenige entwickelte er noch nach der alten Methode. Dazu gehörte der Film, auf dem die Ballaufnahmen zu sehen sein würden.

Die Nervosität war nicht vergangen. Kaffee würde ihn nicht beruhigen, er hatte sich trotzdem eine Kanne voll gekocht und sich erst dann an die Arbeit gemacht.

In dem Bad gab es zwar eine Wanne, doch die konnte er nicht mehr benutzen, denn darüber hatte er die Apparate installiert, die er zur Filmentwicklung benötigte. Auf einem breiten Brett standen all die Schalen, und waren die Anschlüsse befestigt, die er benötigte. Eine Leine hing ebenfalls quer durch den Raum, und zwei Rotlichtlampen klemmten an den Seiten des Bretts.

Sam arbeitete zügig. Dabei spürte er einen nicht gelinden Druck im Magen. Ein Vorbote dessen, daß in dieser Nacht noch etwas passieren würde.

Es war ihm klar, daß er mit diesen Fotos in ein Wespennest gestochen hatte. Sam wollte auch nicht allein weitermachen, sondern sich mit Bill Conolly in Verbindung setzen. Er hatte das Spiel einmal angereizt und würde es weiterführen.

Während in der Dunkelkammer die Aufnahmen im Entwicklungsbad lagen, ging er rasch zurück in die kleine Küche, wo der Kaffee stand. Die Tür hatte er nicht geschlossen. So konnte er in den kleinen Flur schauen und genau auf die geschlossene Tür, hinter der sich der winzige Schlafraum befand. Das Wohnzimmer war größer, aber nur sehr spärlich eingerichtet.

In diesem Hochhaus gab es zwar kleine Wohnungen, aber hohe Mieten.

Fisher rauchte bereits die zweite Zigarette. Er hatte sie an der Glut der ersten angezündet. Seine Gedanken jagten sich, aber Klarheit bekam er nicht in seinen Kopf. Die würde ihm erst die Betrachtung der Fotos geben, das stand fest.

Das Handy lag neben ihm. Er spielte des öfteren damit, aber er rief seinen Kollegen Conolly noch nicht an. Erst wenn die Fotos okay waren, würde er sich mit ihm in Verbindung setzen, vorausgesetzt, sein Verdacht bestätigte sich.

Sam trug nur noch die dunkle Hose und das weiße Hemd. Das Jackett und die Krawatte hatte er auf das Bett geworfen. An der rechten Seite zeigte das Hemd einen dicken, nassen Fleck. Eine Chemikalie aus dem Bad.

Sam drückte die Zigarette aus, denn die Zeit war abgelaufen. Er kratzte noch einmal über seine Wange, dann eilte er mit langen Schritten in die Dunkelkammer.

Die drei Aufnahmen schwammen im Entwicklungsbad. Er brauchte sie nur herauszunehmen, kurz durch die Fixierlösung zu ziehen, um sie anschließend zum Trocknen auf die Leine zu hängen.

Er tat es nicht.

Statt dessen beugte er sich der Schale entgegen und starrte die drei Bilder an. Sein Herzschlag raste, denn er konnte erkennen, daß sich sein Verdacht bestätigt hatte.

Ein Foto nahm er hervor. Es zitterte, weil auch seine Finger zitterten. Tropfen perlten ab und schlugen auf dem Boden auf.

Lucy war nicht zu sehen. Dafür aber die Garderobenfrau, die, als er fotografierte, hinter ihr hergelaufen war, um auf eine Toilette zu gehen.

Keine Lucy.

»0 Scheiße! Scheiße auch!« Er quälte sich die Worte hervor und schüttelte den Kopf, weil er selbst nicht glauben und fassen wollte, was er sah.

Kein Spiegelbild. Sie ließ sich auch nicht fotografieren. Das mußte Beweis genug sein.

Sicherheitshalber schaute er sich auch die folgenden beiden Aufnahmen an.

Auch auf ihnen war nur die Garderobenfrau zu sehen, nicht aber Lucy Tarlington.

Sam Fisher war auch Minuten später noch immer wie vor den Kopf geschlagen. Er fand sich in der Küche wieder und wußte nicht mal, wie er dort hingekommen war.

Diesmal trank er keinen Kaffee, sondern Whisky. Das Glas umklammerte er so hart, als wollte er es zerbrechen. Er spürte auch, wie sich sein Blut erhitzt hatte. Es schien bald der Schädel zu sprengen.

Es war wahr. Es entsprach alles den Tatsachen. Es war einfach so furchtbar. So unerklärlich.

»Und ich«, flüsterte er, »ich habe es entdeckt. Verfluchte Scheiße, ausgerechnet ich!« Er verfluchte sich weiter, auch das Tagebuch, seinen Heimatort und noch mehr, aber es hatte keinen Sinn, hier zu stehen und nichts zu tun.

Es mußte weitergehen, irgendwie, und er wußte plötzlich, was er unternehmen mußte.

Bill! Bill Conolly. Es war noch nicht zu spät. Er würde nicht bis zum nächsten Morgen warten, sondern ihn sofort anrufen. Bill würde es verstehen, dessen war er sich sicher.

Zweimal verwählte er sich, so sehr zitterte er wieder, dann hatte er den Kollegen erreicht.

Sam sprach schnell, aber er berichtete trotzdem präzise, was ihm widerfahren war.

Conolly reagierte so, wie Sam es sich gewünscht hatte. Er lachte ihn nicht aus, sondern versprach ihm, so rasch wie möglich bei ihm zu sein.

»Ja, komm sofort - ich möchte nicht mehr in meiner Wohnung bleiben. Ich warte unten in der Halle auf dich. Da fühle ich mich sicherer.«

»Okay, bis dann.«

Der Atem pfiff über seine Lippen, als die Verbindung unterbrochen worden war. Sam leerte sein Glas. Er fühlte sich verdammt mies und hätte sich am liebsten irgendwo versteckt oder wäre weit, weit weggefahren. Jetzt hieß es, kühlen Kopf zu bewahren. Dieser Fall hatte eine Eigendynamik erhalten, mit der er nicht hatte rechnen können. Aber er wollte sich auch nicht überrollen lassen.

Fisher ging zurück in die Dunkelkammer, in der jetzt das normale Licht eingeschaltet hatte. Rechts von ihm war, in der Ecke, die kleine Dusche. Der dort hängende Bademantel erschreckte ihn, als wäre er eine unheimliche Gestalt. Das konnte auch an der schwarzen Farbe liegen.

Die Aufnahmen hingen noch an der Leine und waren mittlerweile trocken geworden. Er löste die Klammern und nahm die Bilder mit in das Schlafzimmer. Dort zog er die Jacke über. Dann stopfte er die Fotos in die rechte Innentasche, tastete nach dem Schlüssel, der seinen Platz in der Außentasche gefunden hatte, und dachte daran, die Wohnung endlich zu verlassen, um unten auf Bill Conolly zu warten.

Er wollte gerade losgehen, doch er verließ den Schlafraum nicht. Er hatte ein Geräusch gehört. Es war jemand an der Tür!

***

»Nein«, sagte ich, nachdem ich abgehoben, mich gemeldet und Bills

Stimme gehört hatte.
»Wieso nein?«
»Ich komme jetzt nicht.«
»Das solltest du aber.«
»Klar, zum Spaß rufst du nicht an. Aber weißt du, wie ich hier stehe? Schon halb ausgezogen und…«
»Dann zieh dich wieder an.«
Ich seufzte. »Okay, was gibt es denn?«
»Der Baum fängt an zu brennen, John.«
»Lucy?«
»Ja.«
»Wieso?«
»Das kann ich dir jetzt nicht sagen. Ich bin jedenfalls so rasch wie möglich bei dir.«
»Gut, ich warte.«
Bill Conolly gehörte nicht zu den Menschen, die sich verrückt machen ließen. Wenn er so spät anrief, gab es Gründe. Unser Gespräch über Lucy Tarlington war mir natürlich nicht aus dem Kopf gegangen, ich hatte es allerdings zurückgedrängt, weil ich mich erst am nächsten Tag intensiver damit beschäftigen wollte.
Nun waren die Gedanken wieder da, und ich war gespannt, wie diese Nacht noch endete.
Ich zog mir das Hemd wieder an und holte die etwas dickere Lederjacke von der Garderobe. Dann löschte ich das Licht, verließ die Wohnung und fuhr nach unten.
Suko verständigte ich nicht. Ich nahm mir vor, ihn erst am nächsten Tag einzuweihen.
In der Halle wollte ich auf Bill warten. Vielleicht auch vor dem Haus, denn sehr kalt war es nicht.

***

Irrtum? Täuschung? Hatten ihm die überreizten Nerven einen Streich gespielt?
Sam Fisher wußte es nicht. Er hatte nur dieses Geräusch vernommen. Wenn es tatsächlich stimmte, mußte sich jemand vor seiner Wohnungstür im Flur aufhalten.
Er bewegte sich nicht. Er wollte die absolute Ruhe haben, um lauschen zu können. Zudem konnte er sich nicht erklären, wer da etwas von ihm wollte.
Lucy Tarlington etwa?
Nein, das glaubte er nicht. Sie kannte ihn nicht. Außerdem hatte sie ihm nicht den Eindruck gemacht, als wollte sie so schnell das Fest verlassen - nur wegen einer Aufnahme.
Einbrecher!

Normale Typen, die sich in den Häusern des nachts umschauten und die Türen aufbrachen. So etwas kam in London oft genug vor.

Oder war sie es doch?

Zweifel stiegen in Sam hoch. Er ärgerte sich auch darüber, daß in der Tür kein Spion war. So konnte er nicht sehen, wer sich dahinter aufhielt. In den letzten Sekunden hatten sich die Geräusche nicht wiederholt. Er rechnete schon mit einer Täuschung oder einem überreizten Reagieren seiner Nerven, als: das Türschloß plötzlich aufschnappte. Es ging blitzschnell. Wer immer dies getan hatte, er mußte ein Fachmann sein, und plötzlich hatte Sam den Eindruck, in einer Gummimasse zu stecken, die es ihm unmöglich machte, sich normal zu bewegen. Er wollte sich nach vorn werfen, aber er kam nicht dazu. Er blieb wie vom Blitz getroffen stehen, obwohl er laufen wollte. Er schaute nur zu, wie die Tür aufschwangt, aber nicht gegen die Wand prallte, weil der zweite Mann sie stoppte, während der erste in den Flur hineinsprang und augenblicklich zuschlug.

Damit hatte Sam nicht gerechnet. Der Treffer erwischte ihn am Kopf. Er war so wuchtig geführt worden, daß Sam das Gleichgewicht verlor und zurück in den Schlafraum katapultiert wurde, wo er auf dem Bett landete, was mehr einem Zufall glich.

Aber sein Gesicht brannte. Blut war aus seiner Nase geschossen und lief über die Lippen. Er konnte nicht mehr richtig hören. Trotz der Schmerzen war sein Kopf in Watte gepackt. Er nahm alles nur sehr verschwommen wahr und wie im Unterbewußtsein, aber ein Traum war es leider nicht, denn harte Hände rissen ihn hoch und wuchteten ihn wieder zurück. Obwohl das Bett weich war, zuckten die Schmerzen durch seinen Kopf, als wollten sie ihn zersprengen.

Sie waren ihm unbekannt, aber einer der Männer kniete plötzlich auf ihm, als wollte er mit seiner Kniescheibe den Brustkorb eindrücken. Der Mann hielt den Kopf gesenkt, um in Sams Gesicht schauen zu können. Während er sprach, nahm der Reporter einen widerlichen Knoblauchgeruch wahr, der über seine Nase hinwegstreifte.

Der Mann über ihm war ein Ausländer, er sah südländisch aus. Sein Gesicht zeigte einen scharfen Schnitt. Die Haare wuchsen ihm lang in den Nacken. Er trug billige Kleidung, aber seine Waffe war von der besseren Art. Die Messerspitze drückte er leicht gegen Sams Kehle. Eine winzige Wunde tat sich auf, und eine Blutperle erschien, die von dem Blut, das aus der Nase geronnen war, aufgefangen wurde.

Der zweite Mann stand neben dem Bett. Er hielt eine Waffe in der Hand, vor deren Mündung ein Schalldämpfer geschraubt worden war. Sekundenlang sprachen beide kein Wort. Sie sorgten allein durch ihre Anwesenheit dafür, daß der Angstpegel bei Fisher anstieg, denn jetzt spürte er auch den Druck der Klingenspitze.

Er wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, bis der Kerl über ihm

ihn ansprach. Er fand die Worte nur mühsam, Englisch war sicherlich nicht seine Muttersprache.

»Wo sind die Fotos?«

»Wie…?«

»Fotos!«

»Welche?«

»Von ihr!«

Natürlich wußte Sam Fisher Bescheid, aber er tat so, als wäre ihm alles unverständlich. Er wollte Zeit gewinnen. Wenn er jetzt mit der Sprache herausrückte, würden ihn die beiden vernichten. Eiskalt töten, dafür sah er sie an.

»Verdammt, ich habe viele Fotos geschossen.«

»Wissen wir. Aber die von heute.«

»Ich war bei einer Einweihung heute morgen, als ein neues Altersheim der Bestimmung…«

»Scheiße!« keuchte der Messermann. »Du redest Mist! Ich will die Fotos vom Abend!«

»Vom Fest?«

»Ja.«

»Da habe ich keine gemacht!« Sekundenlang geschah nichts, dann aber schrie Sam Fisher auf, weil der andere blitzartig seine Hand mit dem Messer bewegte und einen langen, roten Streifen auf Sams linker Wange hinterlassen hatte. Einen Moment später befand sich das Messer wieder an Sams Kehle, und er hörte die wilde Drohung.

»Ich schneide sie dir durch!«

Sam glaubte ihm aufs Wort. Er wimmerte. Die linke Seite der Wange blutete. Er spürte die Schmerzen intensiv, aber er wußte auch, daß er reden mußte, egal, wie schwer es ihm fiel.

»Es sind nur drei«, jammerte er.

»Wo sind sie?«

»Der Apparat liegt in der Dunkelkammer.«

»Sag den Weg!«

»Gegenüber.«

Der Mann mit dem Messer drehte seinem Kumpan den Kopf zu. »Schau nach, ob er nicht gelogen hat.«

Der andere nickte. Für Sam war es nach wie vor sehr kritisch. Er hatte trotz seiner Situation noch geblufft. Zwar stimmte es, daß die Kamera in der Dunkelkammer lag, aber den Film hatte er herausgenommen und die drei Aufnahmen entwickelt und getrocknet. Sie steckten jetzt in seiner Innentasche.

Er hörte den zweiten Mann, als dieser die Tür zur Dunkelkammer aufriß. Danach war es für einen Moment still, dann polterte etwas, und wenig später kam der Kerl zurück.

In der rechten Hand hielt er die Kamera so hoch, daß der Typ mit

dem Messer sie auch sehen konnte.

»Gut.«

»Nehmt sie mit!« keuchte der Reporter. »Nehmt die verdammte Kamera endlich mit.«

»Das tun wir auch.« Der Messermann grinste. »Du hast einen Fehler gemacht, einen großen.« Er sprach jetzt besser und war auch entsprechend gut zu verstehen. »Du hättest nicht so neugierig sein sollen, aber das wirst du nie mehr.« Er grinste und winkte seinem Kumpan zu. »Schau dich um. Wir nehmen noch was mit.«

Der Mann verschwand.

Sams Angst war wieder etwas gesunken. Der Pegel stand nicht mehr so hoch. Wenn sich der andere in der Wohnung nach Diebesgut umschauen sollte, würde noch Zeit vergehen, und die brauchte er, denn Bill war unterwegs. Er tat nichts, um den anderen zu reizen. Starr blieb er liegen. Die Messerspitze tupfte noch immer an derselben Stelle gegen seinen Hals. Sie würde ihn auch mit einem Schnitt durchtrennen können.

Der andere tobte durch das Wohnzimmer. Er benahm sich nicht eben leise. Diese Kerle waren sich verdammt sicher. Sam wurde abgelenkt, weil sich die Augen des Messermannes bewegten. Die Blicke glitten über die Gestalt des liegenden Reporters hinweg, als wollten sie dort etwas Bestimmtes finden.

Plötzlich war der Druck auf der Brust verschwunden, aber Sam kam nicht dazu, voll durchzuatmen, denn der andere wuchtete ihn auf den Bauch. Mit dem Gesicht zuerst berührte Sam das blutfeuchte Bettlaken, dann spürte er die freie Hand des anderen, die über seinen Körper glitt und sehr schnell die Geldbörse gefunden hatte.

Er zerrte sie aus der hinteren Hosentasche, grunzte zufrieden und steckte sie ein, ohne sie zuvor zu öffnen. Auch der zweite Mann kehrte zurück. Er sagte etwas in einer Sprache, die Sam nicht verstand, und der Kerl mit dem Messer antwortete ihm.

Einen Augenblick später wurde Sam wieder in die Höhe gezerrt. Ihn schwindelte dabei, die Schmerzen nahmen wieder zu, er wünschte sich jetzt, ohnmächtig zu werden, aber er hörte sehr deutlich die Stimme, die in sein Ohr flüsterte: »Tot, du bist tot…«

Das Messer lag jetzt quer vor Sams Hals.

»Du bist tot!«

Und dann setzte der Eindringling sein Vorhaben in die Tat um, während der zweite Hundesohn unbeteiligt zuschaute.

Auf dem Bett ließen sie Sam liegen. Die rote Lache unter seinem Hals vergrößerte sich zusehends.

Der Mörder wischte die Klinge ab und steckte sie ein.

»Hast du was gefunden?« fragte er den Kumpan.

Der hob die Schultern. »Etwas Geld. Nur Münzen.«

»Wirklich?«
»Ja.«
»Behalte du die Kamera.«
»Mach ich.«
»Hast du auch nachgeschaut, ob der Film drin ist?«
»Nein.«
»Dann tu es.«
Der Angesprochene hatte Schwierigkeiten, den Verschluß zu öffnen. Als er es schließlich geschafft hatte, weiteten sich die Augen des Killers. »Das darf nicht wahr sein!« keuchte er. »Der Film - verdammt, wo - wo ist der Film?«
»Das weiß ich nicht.«
»Du solltest ihn doch…«
»Ich habe nur die Kamera geholt.« Der Sprecher ging zurück. Auf seinem fast kahlen Schädel, wo die Haare nur wie ein dunkler Schatten zu sehen waren, zeichneten sich die Schweißperlen ab. Auch in seinen Blick hatte sich die Angst gestohlen. »Dafür kann ich doch nichts. Ich kenne mich nicht aus.«
Der Killer hatte gar nicht zugehört. Er starrte zu Boden. Dabei schüttelte er den Kopf, weil er sich über sich selbst ärgerte. Er hätte sich nicht auf diesen Idioten verlassen sollen.
»Was machen wir denn jetzt?«
»Weiß ich nicht.«
»Sollen wir die Bude durchsuchen?« fragte der Kahlkopf.
»Nein, vielleicht später. Erst müssen wir mit ihr sprechen. Das ist vielleicht eine Scheiße!«
»Gut, laß uns gehen.«
Wohl war ihnen beileibe nicht, als sie die Tür öffneten und in den stillen Flur traten.
Er war still, aber er war nicht leer, denn sie sahen die beiden Männer, die soeben den Fahrstuhl verlassen hatten, und sofort wußten sie, daß es Ärger geben würde…

***

Das spürten Bill Conolly und ich auch, als wir in der neunten Etage aus dem Lift traten. Wir waren sowieso sensibilisiert worden, denn unten hatte Sam Fisher nicht auf uns gewartet, obwohl er es Bill versprochen hatte.
Irgend etwas schien da nicht geklappt zu haben. Zwar wollten wir nicht gerade das Schlimmste annehmen, aber nach unserem Geschmack war es nicht. Wir hatten anhand der Schilder herausgefunden, in welche Etage wir fahren mußten.
Einen Hausmeister hatte es hier nicht gegeben, und auch die große Eingangstür war nicht verschlossen gewesen. Sie hatte sich überhaupt

nicht mehr schließen lassen, denn irgend etwas war an ihrem Mechanismus zerstört worden. Möglicherweise ein Werk derselben Typen, die die Flurwände besprayt hatten.

Wir verließen den Lift, wandten uns im Flur nach links - und sahen die beiden Männer.

Der eine fast kahlköpfig, der andere trug die Haare sehr lang. Nun möchte ich nichts gegen diese Art von Frisuren sagen, aber im Laufe der Zeit bekommt man so etwas wie ein Gefühl für Menschen, die etwas zu verbergen haben oder sich überrascht fühlen. Diese beiden da sahen mir so aus, als hätten wir sie überrascht, denn kaum hatten sie uns gesehen, da starrten sie sich ziemlich verunsichert an.

Noch etwas kam hinzu. Sie hielten sich nicht zu weit von einer Wohnungstür entfernt auf, die gerade noch hinter ihnen zugefallen war. Ich rechnete damit, daß ihnen diese Wohnung nicht unbedingt gehörte.

Auch Bill war der Ansicht, als er mir zuflüsterte: »Da stimmt wohl einiges nicht, John.«

»Sehr richtig.«

Wir waren nicht mehr so forsch weitergegangen, hatten aber nur kurz gezögert, um nicht zu sehr aufzufallen, aber wir taten trotz allem so, als hätten wir nicht bemerkt, daß diese beiden Männer in das Haus eingedrungen waren und nicht zu den Mietern gehörten.

Sie verhielten sich nicht provozierend und traten sogar zur Seite, um uns durchzulassen. Daß sie sich bald in meinem Rücken befinden würden, gefiel mir nicht, aber dagegen tun konnte ich nichts.

Daß sie uns nicht gegrüßt hatten, war ebenfalls kein Verbrechen.

Wir blieben vor der Tür mit der Nummer 47 stehen. Dahinter wohnte der Fotograf und Reporter, das hatte er Bill gesagt, und er hatte ihm auch seinen Verdacht mitgeteilt, über den ich ebenfalls informiert worden war. Den Fall sah ich nun mit anderen Augen.

Ich ließ Bill etwas vorgehen, blieb als Rückendeckung leicht hinter ihm, und als er die Hand nach der Klingel ausstreckte, drehte ich mich um, weil ich sehen wollte, wie die beiden anderen reagierten.

Ich hatte mich genau im richtigen Augenblick bewegt. Der mit den langen Haaren hatte bereits ein Messer gezogen. Sein Gesicht war starr geworden. In den Augen las ich einen Ausdruck, wie man ihn von Menschen kennt, die plötzlich Amok laufen. Ihm war alles egal, er hatte nichts mehr zu verlieren, und er stürmte mit dem vorgestreckten Messer auf mich zu, um mir die Klinge in den Leib zu stoßen.

Der Kahlkopf mit dem Schattenhaar fummelte noch nach einem anderen Gegenstand.

Ich hörte Bills Warnung, denn mein Freund hatte sich umgedreht, aber da war der Kerl schon heran.

Die Klinge hätte mich aufschlitzen sollen, aber ich war

zurückgesprungen, und so huschte sie vor mir hoch und dabei sehr dicht an meinem Kinn entlang.

Der Kerl stoppte sofort, wollte sich zurückziehen, um dann erneut anzugreifen, aber ich war schneller.

Der Hieb mit dem Ellbogen erwischte ihn seitlich am Kopf. Er wurde gegen die Wand geschleudert, zuckte, als wollte er sich dort festhalten, und gurgelte auf.

Ich trat gegen seinen Messerarm.

Er hielt die Klinge fest, lag plötzlich auf dem Boden und rollte um seine eigene Achse.

Da fiel ein Schuß.

Der Schrei des Kahlkopfs ging im Echo des Schusses unter. Ich wurde abgelenkt und sah, wie der Kerl zusammensackte. Seine eigene Pistole hielt er noch fest, aber er war nicht mehr in der Lage, den Stecher zurückzuziehen. Auf dem Boden blieb er liegen und rührte sich nicht mehr.

Ich drehte den Kopf blitzschnell. Bill hatte geschossen. Ich mußte mich um den zweiten kümmern, der katzengleich auf die Beine gekommen war und flüchten wollte.

Ich sprang ihm in den Rücken. Beide fielen wir nach vorn. Der Mann landete auf dem Gesicht. Sein rechter Arm mit dem Messer schnellte wie allein vor, wobei die Spitze der Waffe über den Boden schleifte und dort einen zackigen Kratzer hinterließ.

Mein Freund Suko hatte mir die richtigen Handkantenschläge beigebracht. Ich wußte auch, wohin ich zu zielen hatte, damit ein Gegner rasch ausgeschaltet wurde. Als ich mich wegrollte und auf die Füße sprang, war ich schneller als der Kerl mit den langen, fettigen Haaren.

Noch in der Aufwärtsbewegung lief er in meinen Hieb hinein, der ihn schlagartig zu Boden schleuderte.

Dort blieb er liegen.

Natürlich war der Schuß gehört worden. Plötzlich waren fast alle Türen offen. Menschen erschienen, entsetzt, erschreckt, und ich schrie gegen die Stimmen der anderen an, während ich meinen Ausweis in die Höhe hielt. »Polizei, Scotland Yard! Gehen Sie zurück in Ihre Wohnungen. Es ist vorbei. Es gibt nichts mehr zu sehen. Bitte, tun Sie uns den Gefallen, Sie zerstören sonst Spuren.«

Sie verschwanden nicht alle, aber sie dämpften zumindest ihre Stimmen, so daß Bill und ich uns normal unterhalten konnten. Mein Freund stand vor Sam Fishers Wohnungstür.

»John, sie ist offen.«

»Ja«, murmelte ich, »ja.«

»Ich schaue mal nach dem Mann«, sagte Bill leise und mit leicht zitternder Stimme. »Schließlich habe ich in angeschossen.«

Leider hatte ich keine Handschellen mitgenommen, um den Bewußtlosen zu fesseln. Er würde noch für eine Weile »schlafen«, so daß ich die Wohnung unbesorgt betreten konnte.

Man kann es merken, man kann es fühlen und irgendwie auch ahnen, wenn in einem Raum etwas Schreckliches geschehen ist. So zumindest erging es mir, als ich die Wohnung des Reporters betrat. Ich brauchte mich nicht lange umzuschauen, denn die Tür zum Schlafzimmer war nicht geschlossen. Die Gestalt auf dem Bett lag auf dem Bauch, und der rote Fleck auf dem Bett stammte bestimmt nicht von einem Schal.

Trotzdem schaute ich nach.

Ich bekam das bestätigt, was ich bei meinem Eintreten befürchtet hatte.

Sam Fisher lebte nicht mehr.

***

Der Chef der Mordkommission hieß Arthur Klinger. Er gehörte zu den Leuten, die bei unserem Freund, Chiefinspektor Tanner, gelernt hatten und uns beiden positiv gesinnt waren. Sie wußten, mit welchen Dingen ich mich beschäftigte, auch wenn Bill von ihm etwas mißtrauisch beobachtet wurde.

Es gab nur einen Toten. Derjenige, der von Bills Kugel getroffen worden war, lebte noch und war bereits abtransportiert worden, um operiert zu werden.

Einer war uns geblieben. Der aber konnte noch nicht sprechen, weil er bewußtlos war. Die Kollegen hatten ihn durchsucht und auch einen Ausweis gefunden, den Arthur Klinger in seiner Hand hielt und mir zeigte.

Ich saß auf einem Hocker in der Küche und wußte mit dem Namen des Mannes nichts anzufangen.

»Radonescu, Mr. Sinclair.«

Ich schüttelte den Kopf. »Auch wenn Sie ihn noch zehnmal wiederholen, Mr. Klinger, ich kenne ihn nicht. Er ist mir völlig neu.«

»Hört sich rumänisch an.«

»Das stimmt.«

»Und? Sehen Sie da eine Verbindung zu diesem Mann, den Sie besuchen sollten?«

»Leider nein. Wir kannten Sam Fisher kaum. Er wollte uns aber über gewisse Dinge aufklären. Leider sind uns die anderen beiden zuvorgekommen.«

Klinger nickte betrübt. Er holte sich den zweiten Küchenhocker heran und nahm Platz. Gedankenverloren strich er über seinen fahlen Oberlippenbart. Klinger war ein ruhiger Typ. Er gehörte zu den nachdenklichen Menschen. Das dunkelblonde Haar trug er gescheitelt, und die tief in den Augen liegenden Höhlen sahen aus, als wäre er

immer dabei, über etwas nachzudenken, was in diesem Fall wohl stimmte, denn er sagte: »Wenn ich davon ausgehe, daß Sie erst am Beginn standen, Mr. Sinclair, dann frage ich mich, was diese Rumänen hier wohl zu suchen hatten, und seltsamerweise denke ich sogar über eine Antwort nach.«

»Haben Sie eine?«

Klinger hob die Schultern. »Das ist schwer zu sagen. Ich will ehrlich sein, Mr. Sinclair. Seit einigen Minuten machen uns gewisse Einbrecherbanden aus Rumänien das Leben hier schwer. Aber nicht nur hier, auch auf dem Kontinent sind sie tätig, und ich denke mir, daß diese beiden Männer eventuell zu einer dieser Banden gehört haben.«

»Das ist möglich.«

Er schaute mich an. Sein schmaler Mund zuckte, bevor er fragte: »Aber sie glauben mir nicht, wie?«

»Es fällt mir zumindest schwer.«

»Warum?«

»Ich frage mal anders. Sind Einbrecher Mörder? Haben diese rumänischen Banden auf ihren Raubzügen schon Tote hinterlassen?«

»Nein, das nicht.«

»Eben. Deshalb gehe ich davon aus, daß sie bewußt zu dem Reporter geschickt wurden, um bei ihm etwas zu finden, was für Sie wichtig sein muß.«

Klinger stimmte mir zu, bevor er fragte: »Haben sie denn eine Ahnung, was es sein könnte?«

»Ja - Fotos!«

»Ho.« Seine Augen funkelten plötzlich. »Sie denken an belastendes Material?«

»So ist es.«

»Das haben wir bei den beiden nicht gefunden. Es wäre uns sicherlich aufgefallen.«

»Glaube ich Ihnen gern, Mr. Klinger. Wir könnten davon ausgehen, da es die Fotos noch gibt.« Ich deutete auf die Tür. »Hier in dieser Wohnung.«

Bill, der soeben die Küche betrat, hatte meine letzten Worte mitbekommen. »Der Meinung bin ich auch, John. Ich habe mich in der Dunkelkammer umschauen können, aber keine Fotos entdeckt, obwohl die gefüllten Schalen mit Entwickler und Fixierlösung darauf hinwiesen, daß Sam Fisher Aufnahmen entwickelt haben muß, wahrscheinlich sogar am selben Tag.«

»Sehr gut«, sagte ich und sprach weiter. »Wenn wir davon ausgehen, daß die beiden Rumänen die Fotos nicht bei sich hatten, dann müßten die Fotos noch hier zu finden sein.«

»Denke ich auch, John.«

»Du hast nur die Dunkelkammer durchsucht?«
»Sicher.«
»Wo kann er sie sonst noch versteckt haben?«
Bill hob die Schultern. »Auch wenn es sich dumm anhört, an einem sicheren Ort. Die Aufnahmen waren wichtig. Er wird sie so hingelegt haben, daß er schnell an sie herankommt. Sie müßten auch trocken gewesen sein, ergo hätte er sie irgendwo verstauen oder einstecken können.«
»Einstecken«, wiederholte ich.
»Sicher.«
Ich schaute Arthur Klinger an. »Haben Ihre Leute bereits die Taschen des Toten geleert?«
»Ich bin mir nicht sicher. Vielleicht in den letzten Minuten.«
Rasch rutschte ich vom Hocker.. »Wenn nicht, dann sollten sie es sofort tun.« Mit diesen Worten verließ ich die Küche, gefolgt von den beiden anderen Männern.
An der offenen Tür zum Schlafzimmer blieb ich stehen. Die Männer waren noch bei der Arbeit. Der Fotograf hatte seine Bilder geschossen und packte bereits ein. Neben dem Bett stand schon die Wanne, in der der Tote verschwinden würde.
Ich ließ Arthur Klinger den Vortritt. Er hatte hier das Sagen. Seine Leute traten zur Seite. Ihre Hände steckten in Handschuhen, die so dünn aussahen wie die Haut einer Schlange.
Klinger erkundigte sich danach, ob die Kleidung des Toten schon durchsucht worden war.
Seine Leute verneinten, deshalb machte sich der Beamte selbst an die Arbeit. Und er fand die drei Fotos schnell, denn sie hatten in der Innentasche der Jacke gesteckt.
»Suchen Sie danach?« fragte er, hielt die Aufnahmen hoch und faltete sie wie ein Kartenspiel auseinander.
»Genau die!« bestätigte ich.
Klinger senkte den Blick, um sich die Aufnahmen anzuschauen. Wir ließen ihn, und er zeigte sich wenig beeindruckt: »Darauf ist überhaupt nichts zu sehen, was für mich relevant wäre.«
»Vielleicht für uns.«
»Ich wünsche es Ihnen, Kollege.«
Bill und ich zogen uns mit den Aufnahmen zurück in die Küche, wo das Licht sehr hell war. Von meinem Freund wußte ich, in welchem Hotel sich der Reporter aufgehalten hatte. Ich kannte den offiziellen Grund und mittlerweile auch den inoffiziellen, denn er hatte Bill erst bei dem letzten Telefongespräch berichtet, um was es ihm eigentlich ging. Darum, daß er Lucy Tarlington gesehen hatte, die blutige Lucy, die vor mehr als hundert Jahren gelebt hatte und eigentlich hätte tot sein müssen, wovon Fisher allerdings nicht mehr überzeugt gewesen

war.

Wir legten die Aufnahmen nebeneinander auf den Tisch. Der Lampenschein blendete zwar etwas, aber wir erkannten die Motive trotzdem, die sich glichen wie ein Ei dem anderen.

Das Wort Toilette war zu lesen. Und wir sahen eine Frau, die von links nach rechts durch die Aufnahme eilte, aber um sie war es Sam bestimmt nicht gegangen, denn welchen Grund sollte er gehabt haben, eine Garderobiere aufzunehmen. Daß sie als eine solche arbeitete, erkannten wir trotz der Unschärfe des Hintergrunds.

»Bringt man wegen ein paar Fotos jemanden um?« fragte Bill.

Ich schüttelte den Kopf. »Im Prinzip nicht.«

»Aber…?«

Ich tippte auf das linke Foto. Dabei zielte die Fingerspitze genau dorthin, wo sich die leere Fläche vor den Toiletten befand. »Hier muß ein Zielobjekt gewesen sein, behaupte ich mal.«

»Ja.«

»Lucy Tarlington.«

Bill nickte. »Die sich aber nicht fotografieren ließ, weil man sie nicht fotografieren kann.«

»So ist das nun mal bei Vampiren«, fügte ich hinzu. »Das hatten wir schon mal.«

Bill schnaufte durch die Nase. »Und wir haben zwei Rumänen, die bei Sam eingebrochen sind. Sie sind keine Vampire, aber sie arbeiten für eine derartige Bestie.« Bill schaute mich an. »Jetzt mußt du mir nur sagen, wie du das alles zusammenbringst.«

»Im Moment noch nicht.«

»Ich auch nicht.«

Ich steckte die Aufnahmen ein und fragte: »Wie wäre es denn, wenn wir uns unter die Gäste dieses Balls mischen?«

»Jetzt noch?« Der Reporter schaute auf die Uhr. »Mitternacht ist vorbei.«

»Na und? Wie lange dauert ein solcher Ball?«

»Bis in die Morgenstunden.«

»Eben, das müßte zu schaffen sein.« Ich war schon auf dem Weg zur Tür. »Den Gefangenen können wir später noch verhören, das hat keine Eile. Wenn wir Lucy stellen wollen, dann in diesem Hotel.«

Bill war dafür. Er sagte nur noch: »Hoffentlich macht die blutige Lucy ihrem Namen nicht alle Ehre…«

Das hoffte ich auch…

***

Lucy Tarlington trank Champagner und lächelte, obwohl es ihr nicht leicht fiel. Am liebsten hätte sie sich selbst um diesen Fotografen gekümmert, aber es war nicht möglich gewesen. Sie hatte noch

bleiben müssen, um gewisse Leute zu treffen, mit denen sie einfach reden mußte. Und so war sie nur kurz in die Tiefgarage gefahren, um den beiden Handlangern Bescheid zu geben, die in ihrem Wagen saßen und auf sie warteten. Sie hatten sich ein Taxi genommen und waren zu Sam Fishers Wohnung gefahren, denn sein Name war Lucy bekannt gewesen. Dieser Klatschreporter tauchte eben überall auf, und man merkte sich schließlich die Namen und Gesichter.

Die Anschrift herauszufinden, war dann kein Problem mehr gewesen.

Trotzdem hätte Lucy lieber in der Wohnung gestanden, als an der Champagnerbar, und sie hätte auch lieber etwas anderes getrunken als diesen schäumenden Rebensaft. Frisches, sprudelndes Menschenblut wäre ihr lieber gewesen, auf das mußte sie leider noch verzichten, so schwer es ihr auch fiel. Auffallen durfte sie nicht.

Zudem war sie hier an der Bar zwanglos verabredet, und sie wartete darauf, daß der Mann endlich erschien, um ihr seine Vorstellungen von einer Zusammenarbeit darzulegen.

Er wußte nicht, wer sie war, aber sie kannte ihn, und sie würde sich seiner bedienen.

Sie nippte an dem kalten Getränk, lächelte, wenn sie einen Bekannten begrüßte, sprach mit dem einen oder anderen Gast und hielt sich ansonsten zurück.

Ihr gefiel die moderne Zeit nicht. Sie kam damit nicht zurecht. Früher war es besser gewesen, viel besser, da hatte der Mensch noch mehr im Mittelpunkt gestanden, da hatte man sich auch besser um ihn kümmern können, da war der Glaube an das Unheimliche auch viel stärker verankert als in dieser Zeit.

Sie hatte überlebt, es war auch gut so gewesen, aber sie erinnerte sich noch immer gern an die Vergangenheit zurück, als sie ihrem Namen wirklich Ehre gemacht hatte.

Die blutige Lucy…

Die Vampirin lächelte, als sie ihre Gedanken zurück in die Vergangenheit schickte…

***

Damals

Der erste Biß des Vampirs, die Macht der Toten, der lange Schlaf und dann das Erwachen. Verbunden mit dem Bewußtsein, ein anderer Mensch zu sein.

Das aber hatte Lucy erst später herausgefunden. Zunächst war sie aus dem tiefen Schlaf wieder in die Höhe getaucht, und sie hatte dabei alles und auch nichts gespürt.

Leer war sie gewesen, völlig leer. Eine Hülle, ein Körper, aber keine Seele.

Dunkelheit lag wie dichte Watte um sie herum. Sie wußte nicht, wo

sie sich befand. Als normaler Mensch hätte sie Furcht bekommen, nicht so in ihrer, neuen Gestalt. Da war die Finsternis für sie wie ein Freunde, der sie beschützte. Auf keinen Fall jagte er ihr irgendeine Platzangst ein. Sie fühlte sich einfach gut. Wenn auch, das mußte sie ebenfalls zugeben, ein wenig leer, und damit kam sie nicht zurecht.

Aber sie konnte fühlen, tasten und spüren, wo sie sich befand. Es umwaberte sie keine Hitze. Wärme war von einer feuchten Kälte abgelöst worden, die Lucy zwar akzeptierte, die ihr aber nichts ausmachte, denn sie fror nicht, obwohl sie nur das normale Kleid mit dem breiten und auch tiefen Ausschnitt trug.

Noch lag sie auf dem Rücken, starrte ins Leere, registrierte zwar, daß sie nicht mehr atmete, aber das machte ihr ebenfalls nichts aus. Es war sogar gut zu wissen, darauf nicht mehr angewiesen zu sein, und allmählich machte sie sich damit vertraut, zu einer besonderen Gruppe zu gehören.

Sie bewegte ihre Arme. Von zwei verschiedenen Seiten her berührte sie ihre Brust.

Die Brüste lagen frei.

Das Kleid war ihr bis zu den Hüften hinabgerutscht, oder es war ihr heruntergezerrt worden. Mit den Fingerkuppen strich sie über ihre Haut auf eine Stelle an der linken Halsseite zu, an die sie sich jetzt sehr deutlich erinnerte.

Das war etwas gewesen. Es mußte noch was zu spüren sein. Schon auf dem Weg dorthin geriet sie an die etwas klebrige Masse. Sie folgte ihr und stellte fest, daß sie dort aufhörte, wo sich auch die Wunde am Hals befand. Die beiden Öffnungen waren genau zu ertasten. Wie winzige Mulden hatten sie sich an ihre helle Haut hineingegraben. Was da aus der Wunde geströmt war, das mußte ihr Blut gewesen sein.

Blut!

Zum erstenmal hatte sie sich gedanklich mit diesem Wort beschäftigt, was zugleich etwas in ihr ausgelöst hatte, das sie zunächst nicht beschreiben konnte.

Obwohl sie flach auf dem Rücken lag, hatte sie ein wilder Schwindel gepackt, und sie kam sich vor, als wäre sie in eine Maschine geraten, die sich drehte.

Warum nur?

Blut!

Es mußte einfach mit diesem Wort zusammenhängen, eine andere Möglichkeit kannte sie nicht.

Immer wieder dachte sie daran. Immer nur an das eine. An das Blut, Blut, Blut…

Es blieb nicht nur bei diesem Gedanken, denn er begann sich zu verändern und verwandelte sich in ein Gefühl, daß sie als Mensch so

stark nicht erlebt hatte.
In Gier!
Es war eine Gier, die sie kaum noch kontrollieren konnte. Es war ihr auch nicht möglich, auf dem Rücken liegen zu bleiben. Sie wälzte sich herum, sie brauchte jetzt Bewegung. Dabei bewegte sie heftig die Arme. Die Hände hieben immer wieder auf den schmutzigen Steinboden. Die Geräusche, die Lucy hörte, drangen aus ihrem Mund, und sie erinnerten eher an die eines Tieres als an die eines Menschen.
Irgendwann mußte sie liegenbleiben, weil sie von einer Wand gestoppt worden war. Die wilde Unruhe steckte noch in ihr. Lucy warf den Oberkörper in die Höhe, sie blieb für einen Moment knien, dann raffte sie die nach unten gezerrte Kleidung wieder zusammen, klemmte die Ränder um ihre Schultern und bedeckte notdürftig die Brüste. Es war eine automatische Geste gewesen, als hätte sie dies mit aus dem normalen Leben übernommen.
In der knienden Stellung blieb sie. Den Kopf nach vorn gestreckt. Den Mund geöffnet. Ihre Zunge schaute hervor, und sie spürte einen seltsamen Druck im Oberkiefer.
Da hatte sich etwas verändert.
Die zweite Veränderung irritierte sie. Lucy ahnte sie, daß diese mit der ersten in einem unmittelbaren Zusammenhang stand, und sie hob die rechte Hand, um sich abzutasten. Sie wollte wissen, was mit ihr passiert war.
Die Zähne waren da - und sie waren spitz!
Sehr deutlich spürbar, rechts und links, kleine spitze Hauer. Zähne - und Blut!
Bei Lucy paßte jetzt beides zusammen. Sie wußte genau, wo sie einzugreifen hatte. Ihr Weg lag klar und deutlich vor ihr, als hätte man ihn für sie gezeichnet.
Sie mußte weg. Sie durfte hier nicht bleiben. Sie würde Opfer finden müssen, die sie leersaugen konnte. Aus diesem Verlies heraus. Ab ins Freie, das war es, nur das.
Sie entfernte sich von der Wand, stand aber noch nicht auf. Lucy tappte über den Boden. Ihr feines Gehör hatte etwas wahrgenommen. Ein Geräusch, das sie für einen winzigen Moment irritierte, aber zugleich schnellte die Blutgier wieder höher.
Das Trappeln.
Füße, kleine Füße.
Eine Ratte oder eine Maus.
Lucy griff zu. Im Dunkeln schnellte ihre Hand vor. Zielsicher erwischte sie die Beute, bevor diese ihr entkommen konnte. Zwischen Lucys Fingern zappelte etwas. Eine Ratte?
Auch sie hatte Blut, das war Lucy klar, und sie biß hinein. Die Zähne durchdrangen das dichte Fell, erreichten das Fleisch. Knorpel und

kleine Knochen brachen mit knirschenden Geräuschen, das alles war für Lucy nebensächlich. Etwas anderes interessierte sie wesentlich mehr.

Da war der Geschmack des Blutes, der sich in ihrem Mund ausbreitete. Ein wunderbarer, ein herrlicher Geschmack. Sie konnte ihn nur loben und sich daran ergötzen, auch wenn er sie noch nicht so befriedigte, wie sie es gern gehabt hätte.

Aber er war vorhanden. Blut - dieser wunderbare Saft. Dieses einmalige Vampirgetränk, das ihren ersten Hunger und auch Durst zugleich stillte.

Lucy preßte die Beute aus wie eine Zitrone, und das Blut sickerte in ihren Mund. Es rann über die Zunge, sie konnte es schlucken, und sie genoß es bis zum letzten Tropfen, bevor sie den schlaffen Fellkörper wegschleuderte und zuhörte, wie er gegen die Wand klatschte.

Sie knurrte leise. Ganz zufrieden war sie nicht, aber die erste Gier hatte sie stillen können. Hinzu kam, daß dieses Rattenblut nicht mit dem Lebenssaft der Menschen identisch war. Es schmeckte anders, trotzdem würde es ihr Kraft geben.

Lucy Tarlington stand auf. Sie blieb zunächst breitbeinig stehen, um sich an die neue Haltung zu gewöhnen. Dann senkte sie den Kopf, schüttelte ihn, so daß ihre Haare flogen. Aus dem Rachen drang ein heiser klingendes Krächzen. Sie wollte mehr, denn sie war auf den Geschmack gekommen, und sie mußte auch herausfinden, wo sie sich befand.

Dunkel, stockfinster. Kein Licht. Es wies auch nichts darauf hin, daß es sich ändern würde.

Es war alles so finster, aber sie hörte etwas, obwohl die Dunkelheit noch blieb.

Seltsame Geräusche. Mehr ein Kratzen. Irgendwo in der Finsternis, aber nicht neben, sondern über ihr. Lucy kam damit nicht zurecht, bis sie das Knarren vernahm und kurz darauf einen fahlen, flackernden Schein sah, der durch einen Spalt drang und sich wie ein zitterndes Netz auf einer Steintreppe verlor.

Endlich konnte Lucy etwas sehen, und plötzlich zeigte sich die Erinnerung in Bildern.

Jetzt wußte sie, wo sie sich befand.

In einem Keller.

In ihrem Keller.

In dem Haus hatte sie gewohnt!

Sie ging auf die Treppe zu. Bevor sie die ersten Stufen betrat, blieb sie stehen und schaute nach oben. Man hatte ihr die Tür geöffnet, aber derjenige, der dafür verantwortlich gewesen war, zeigte sich nicht. Kein Umriß zeichnete sich im Spalt dort oben ab. Die Tür war nur für sie geöffnet worden.

Lucy lächelte. Ihre Lippen waren noch durch das Rattenblut leicht verschmiert. Sie störte es nicht, einen anderen sollte es auch nicht stören. Lucy begann mit dem Aufstieg. Sie hielt sich am Geländer fest. Schon wenig später war sie in den auf den Stufen zitternden Schein geraten, der sie überhaupt nicht störte. Es war das Licht einer Kerze und nicht das der Sonne.

Wenn sie daran dachte, fing sie an zu frösteln. Sie haßte das Sonnenlicht. Es konnte ihr gefährlich werden. Als Vampirin mußte sie sich davor schützen.

Stufe für Stufe stieg sie die Treppe hoch. Vor der Tür blieb sie stehen und drückte sie weiter auf, damit sie ein größeres Blickfeld bekam. Sie schaute in die Halle des Hauses, und wieder war ihr alles so wunderbar bekannt.

Die Möbelstücke kannte sie noch aus dem letzten Leben. Gut verteilt standen die Kerzen in den schweren Eisenleuchtern. Einige von ihnen hingen auch von der Decke herab. Es war ein Raum wie eine Totenhalle, aber Lucy fühlte sich wohl, als sie Schritt für Schritt weiterging, dabei ihre Arme spreizte und sich vorkam wie eine Königin in einem wundersamen und sehr großen Reich.

Sie ging und schien dabei zu schweben. Leicht und sicher fühlte sich Lucy, irgendwie behütet von den düsteren Schatten, die über die Wände hinweghuschten, ohne dabei einen Laut abzugeben.

Weitergehen?

Nein, sie blieb stehen. Sie mußte das Bild einfach aufnehmen. Es war nicht von allein entstanden, jemand hatte dafür gesorgt. Lucy dachte plötzlich an ihren Geliebten, den sie aus dem Sarg befreit hatte. Er mußte sich noch in der Nähe befinden, denn kein anderer sonst hätte die Kerzen alle anzünden können.

Nur er.

Und er kam gemächlichen Schrittes.

Sie hörte ihn. Sie drehte sich um, ebenfalls langsam. Und dann sah sie ihn. Er warf keinen Schatten, aber er wirkte selbst wie ein Schatten, als er auf sie zukam.

Lucys Augen leuchteten. Sie streckte ihm die Arme entgegen. Er sollte sie umfangen, sie wollte bei ihm bleiben. Sie hatte ihm ihr Blut gegeben, und er hatte sie in das neue Leben eingeführt, das ewig dauern sollte, das wußte sie…

***

Lucy Tarlington erwachte wie aus einem tiefen Traum und hatte Mühe, sich in der Gegenwart zurechtzufinden. Sie stellte fest, daß sich in ihrem Glas kein Tropfen Champagner mehr befand. Sie hatte es geleert, ohne es zu merken, so sehr war sie mit der Vergangenheit beschäftigt gewesen.

»Mrs. Tarlington?«

Lucy hörte die Stimme des Mannes und ärgerte sich, daß sie den Ankömmling nicht gesehen hatte.

Vielleicht auch übersehen, denn er zählte nicht eben zu den großen Menschen.

Er war nicht nur klein, auch ziemlich rund, was seinen Bauch anging. Auf dem Kopf wuchsen die Haare nur mehr als weißer Kranz. Die Mitte lag frei und erinnerte an eine Kugel. Auf der Oberlippe wuchs ebenfalls ein heller Bart, und darüber schwang sich die Nase etwas in die Höhe.

»Ja, das bin ich.«

»Mein Name ist Doring. Hal Doring. Ich denke, wir beide waren verabredet.«

»Ja, das stimmt.«

Beide reichten sich die Hände. Die des Mannes war normal warm, die der Frau ziemlich kühl, wie Doring fand, aber er kommentierte es nicht.

»Trinken Sie ein Glas, Mrs. Tarlington?«

»Gern.«

»Champagner?«

»Auch das.«

Doring holte zwei Gläser. Wenn Lucy gewollt hätte, sie hätte diesen Mann unter den Tisch trinken können, wie man so schön sagt. Alkohol machte ihr nichts. Sie war bestens dagegen gefeit. Um sie in Verlegenheit zu bringen, mußte man ihr schon mit anderen Dingen kommen.

Doring kehrte zu ihr zurück. Er hielt die beiden Gläser fest. Das eine reichte er der Frau, das andere nahm er für sich.

Sie stießen an, und Doring sagte: »Auf die Zukunft.«

»Mal sehen.«

Doring gefiel die Antwort nicht so recht. Er trank erst, dann stellte er die Frage: »War das nicht so ausgemacht worden zwischen uns beiden, Mrs. Tarlington?«

Lucy tat, als würde sie nachdenken. »Was war denn ausgemacht?« fragte sie.

»Daß wir ins Geschäft kommen.«

»Es hängt von den Verhandlungen ab«, erwiderte Lucy und ließ damit alles offen.

»Die bringen wir schon zu einem guten Ende.« Er trat näher an die Frau heran. »Ich wohne hier im Hotel, wie Sie wissen. Wir könnten jetzt damit beginnen, falls Sie nicht zu müde sind, Mrs. Tarlington. Begleiten Sie mich auf mein Zimmer?«

Beinahe hätte Lucy gejubelt. Es lief gut, sehr gut sogar. Nach außen hin spielte sie die Skeptische.

»Ich weiß nicht so recht, ob sich das noch lohnt. Irgendwann wird uns beide die Müdigkeit überfallen, und dann haben wir…«

»Sie können auch mit in meiner Suite übernachten oder sich einfach nur hinlegen. In allen Ehren natürlich.«

»Natürlich«, sagte sie.

Doring leerte sein Glas. »Stimmen Sie zu?«

Lucy überlegte noch. »Ja«, sagte sie dann.

»Sehr gut.«

»Aber unter einer Bedingung.« Lucy legte ihre Hand auf Dorings Arm, der sich über den Druck zwar wunderte, aber keinen Kommentar abgab.

»Die wäre?«

»Daß wir allein bleiben.«

Hal Doring konnte das Lachen nicht unterdrücken. »Meine Liebe Mrs. Tarlington, das versteht sich doch. Bei diesem Geschäft…«

»Sagen Sie Lucy, das ist kürzer.«

»Hal heiße ich.«

»Gut, Hal, gehen wir.«

Doring atmete auf wie jemand, der eine große Hürde hinter sich gebracht hatte. Er mußte zugeben, daß diese Lucy Tarlington eine verdammt attraktive Frau war. In ihrer Nähe fühlte er sich aufgewertet, aber er ärgerte sich gleichzeitig über seine eigene Größe, mit der er nicht zufrieden sein konnte.

Es fiel besonders auf, weil die beiden nebeneinander hergingen und einen der Fahrstühle ansteuerten. Sicherlich gab es Gäste, die sie beobachteten und dabei ein leichtes Grinsen nicht unterdrücken konnten. Hal mußte sich zwingen, nicht ärgerlich auszusehen. Lächelnd versuchte er, seinen Zustand zu überspielen.

Sie mußten am Lift warten. »Wie hoch müssen wir fahren?« erkundigte, sich Lucy.

»Ziemlich hoch. Der Ausblick ist fantastisch. Sie werden begeistert sein.«

Vor ihnen öffneten sich die Türen. Hal Doring wollte Lucy den Vortritt lassen, die aber hatte etwas dagegen und bedeutete ihm, den Lift als erster zu betreten.

Etwas hatte Lucy gestört, und sie hatte sich rasch noch einmal umschauen wollen. Urplötzlich war es über sie gekommen. Wie ein Schwall oder wie ein Strich, der sich dann verzweigte und über ihren Körper hinwegrieselte.

Sie drehte sich um und schaute in die Halle, denn von dort war diese Warnung gekommen.

Zu sehen war nichts. Der normale Betrieb nach Mitternacht, wenn sich die Gäste in der Hotelhalle verteilten und noch keine Lust hatten, nach Hause zu gehen.

War jemand gekommen? Hatte das Gefühl sie gewarnt?

Lucy konnte nichts erkennen, aber sie blieb wachsam, als sie den Fahrstuhl betrat.

Auch Doring war das Verhalten der Frau aufgefallen. Etwas fahrig strich er über das rechte Revers seines Smokings hinweg und schüttelte leicht den Kopf. »Ist etwas passiert?«

»Nein, nein.«

»Sie sahen nur so verändert aus.«

»Das mag schon sein. Ich hatte einfach das Gefühl, einen Bekannten gesehen zu haben, aber ich habe mich wohl geirrt. Er ist mir nicht über den Weg gelaufen.«

»Manchmal irrt man sich eben.«

Sie fuhren hoch. Leise Musik umschmeichelte sie. Doring lächelte, als er die Frau anschaute. Er hoffte, daß die Verhandlungen klappten, um sich anschließend noch den privaten Dingen widmen zu können, denn Lucy war eine verdammt attraktive Frau. Und dieses rote Kleid umwallte sie wie eine enge Flutwelle, wobei die Brüste hochgeschoben waren und Appetit auf mehr machten.

»Ich brauche die Leute dringend«, sagte Doring, als sie noch fuhren.

»Das weiß ich.«

»Sie können die Männer besorgen?«

»Ja.«

»Gut.«

In der vorletzten Etage stiegen sie aus und glitten hinein in eine wunderbare Ruhe, zu der auch das Licht paßte. Es sickerte aus den Lampen, die in der Decke befestigt waren, und es fing sich in einem schallschluckenden lindgrünen Teppich, mit dem der Boden ausgelegt worden war.

Die Tür zur Suite war breit. Doring öffnete sie und ließ seiner Begleiterin den Vortritt.

Sie trat über die Schwelle hinweg, ging auch weiter, dann blieb sie stehen, denn plötzlich hatte sie das Gefühl, weggeschwemmt zu werden. Erinnerungen tauchten auf, wurden zu Bildern, und plötzlich stand die alte Zeit wieder vor ihren Augen.

Die Vergangenheit, die blutige Vergangenheit…

***

Bill und ich hatten noch einen Parkplatz vor dem Hotel gefunden. Jemand wollte uns dort zwar wegscheuchen, aber der Knabe sah dann meinen Ausweis und erlaubte das Parken.

Das Hotel gehörte zur Luxusklasse. Es war weltbekannt. Der Adel, die großen Stars, die Wirtschaftsmagnaten übernachteten hier ebenso wie zahlungskräftige Kurzurlauber. Für meinen Geldbeutel war das nichts, ich durfte aber trotzdem beeindruckt sein von der hellen Fassade und

dem warmen Licht in der Halle, die wir durch eine Drehtür betraten.

Wegen unserer Kleidung kriegten wir keine Minderwertigkeitskomplexe und gingen dorthin, wo mehrere kleine Bars aufgebaut waren. Sie alle waren umlagert, denn die meisten Gäste hatten den großen Saal verlassen und waren erst jetzt richtig ins Gespräch gekommen.

»Wir wissen viel«, sagte ich, als ich neben einer Säule stehenblieb. »Aber wir wissen trotzdem zu wenig.«

»Was meinst du damit?«

»Wir wissen zum Beispiel nicht, wie Lucy Tarlington aussieht. Oder ist es dir bekannt?«

»Nein, John.«

»Eben.«

»Wir brauchen nur zu fragen. Ich denke schon, daß sie hier in dieser Gesellschaft bekannt ist. Da kennt doch jeder jeden. Die ist klein, und man trifft sich immer wieder.«

»Okay, hören wir uns mal um.«

Hunger hatten wir beide und waren froh, daß wir an einem Stand tatsächlich eine heiße Bockwurst bekamen. Das erinnerte mich an Germany, und ich dachte daran, wie nahe Europa schon zusammengewachsen war.

Wir aßen, tranken ein Bier dazu, schauten uns um und entdeckten zahlreiche bekannte Gesichter, die ich nur aus Zeitungen und TV-Magazinen kannte.

Bei Bill war das anders. Er kam in dieser VIP-Welt beruflich herum. Hin und wieder mußte er jemand begrüßen, sprach auch mal mit dem einen oder der anderen und war froh, daß man ihm etwas Zeit ließ, um die Wurst zu essen.

»Da du hier viele Personen kennst, Bill, solltest du dich mal nach Lucy Tarlington erkundigen.«

Er rieb seine Hände an einer Serviette ab. »Das werde ich auch tun. Einen Moment noch.« Bill schaute wie ein Geier auf der Suche nach Beute und hatte seine bald gefunden. Eine ältere Dame, behängt mit Schmuck und eingehüllt in eine sauteure Pelzjacke erhob sich aus einem Sessel, um einen Weinstand anzusteuern.

»Kennst du die?« fragte ich Bill, weil mir sein Blick aufgefallen war.

»Klar.«

»Wer ist es?«

»Lady Agathe, eine reiche Witwe, die jeden kennt - ab einem gewissen Einkommen.«

»Kennt sie auch dich?«

»Ich habe mal über sie geschrieben.«

»Dann ist sie ideal.«

»Das denke ich auch.«

»Schmeiß dich ran!« sagte ich grinsend.
Bill verdrehte die Augen, als er auf die Lady zuging. Sehr bald aber veränderte sich sein Gesichtsausdruck, und er lächelte sie breit an. »Ahh, Lady Agatha«, hörte ich ihn sagen. »Wenn das keine Überraschung ist! Sie sehen wunderbar aus.«
»Hören Sie auf, Mr. Conolly. Sie sind und bleiben ein Schmeichler. Wollen Sie eine alte Frau auf den Arm nehmen?«
»Das würde ich mir nie erlauben.«
»Wie schön.«
Da sie ihre Stimmen senkten, hörte ich nicht mehr, was die beiden miteinander sprachen. Ich widmete mich wieder meinem Bier, schaute mir die Gäste an und dachte darüber nach, daß Vampire sich leider den Zeiten angepaßt hatten. Zwar galten die alten Regeln noch, daß Sonnenlicht ebenso gefährlich für sie war wie Knoblauch oder der angespitzte Eichenpflock, aber diese moderne Generation von Blutsaugern schaffte es immerhin, sich zu bestimmten Zeiten unter die Menschen zu mischen und sich so zu benehmen wie sie. Deshalb war es auch so schwer für uns, herauszufinden, wer nun diese Lucy Tarlington war.
Bill unterhielt sich mit der älteren Dame sehr intensiv. Zum Abschied küßte er ihr die Hand, ließ sie dann gehen und kehrte zu mir zurück, wobei er wieder die Augen verdrehte.
»War anstrengend - nicht?«
Er nickte. »Das kannst du wohl sagen.« Dann zwinkerte er mir zu. »Aber es hat sich gelohnt.«
»Du weißt Bescheid?«
»Sicher.«
»Und?«
»Lucy befindet sich hier im Hotel.«
Ich stieß scharf die Luft aus. »Da haben wir ja Glück gehabt. Wo müssen wir hin?«
»In ein Zimmer, eine Suite oder so…«
Ich sah einen Teil der Felle bereits davonschwimmen. »Warum das denn, verflixt? Hat sie sich hingelegt?«
»Nein, sie ist mit jemandem weggegangen.«
»Kannte die Lady ihn?«
»Ja, er heißt Hal Doring. Ein Geschäftsmann. Relativ undurchsichtig. Ein Mann mit viel Geld und wenig Background.«
»Was heißt das denn schon wieder?«
»Nicht adelig, keine sogenannte gute Familie und so. Er soll Importeur sein, aber die Lady konnte mir nicht erklären, was er importiert. Es ist alles etwas verschwommen und undurchsichtig.«
Ich starrte zu Boden, weil ich meine Gedanken zunächst einmal sammeln mußte. »Ist sie mit ihm gegangen, weil sie sein Blut will?«

murmelte ich. »Das könnte sein, muß aber nicht.«
»Eben.«
»Dann frage ich mich, was die beiden miteinander verbindet.«
Ich hob die Schultern. »Das ist natürlich schwer. Erst Importeur. Was diese Lucy beruflich macht, weiß keiner. Es gibt sie, fertig. Sie ist ein Phantom in Fleisch und Blut.«
»Und sie befindet sich im Hotel.«
»Ja, in Dorings Zimmer.«
Bill lächelte. »Wir sollten uns erkundigen und den beiden einen Besuch abstatten.«
»Manchmal könnten wir eineiige Zwillinge sein«, sagte Bill. »So gleich denken wir…«

***

Damals

Sie kannte nicht mal seinen Namen, aber sie wußte, daß es ihn gab, daß er sie unterstützte, daß ihr Blut in seinem Körper floß, und genau das schweißte sie zusammen.
Sie hatte ihn gerettet, er hatte sie gerettet, und sie waren sich in die Arme gefallen wie ein Paar.
Sie hatten auch den Tag in diesem Haus verbracht, versteckt im Keller, und Lucy hatte gespürt, daß ihr das Licht des Tages nicht so gut bekam. Es machte sie schwach, krank, und das Sonnenlicht war noch gefährlicher, denn das hätte sie ausgebrannt.
Erst als die Dämmerung ihre Schatten vorschickte, ging es ihr wieder besser, und die alte Gier nach Blut erwachte von neuem in ihr. Sie wollte kein Tier mehr, sie brauchte jetzt einen Menschen, und der andere versprach ihr viele Menschen, aber er riet ihr auch, entsprechend vorsichtig zu sein.
»Sind wir denn nicht stark genug?« fragte sie.
»Das schon, aber auch die Menschen haben gelernt. Die Angst vor uns besteht, aber sie fangen an, sich zu wehren. Sie wollten mich töten und meine Asche im Meer versenken, das haben sie nicht geschafft, denn die Mächte der Natur waren auf meiner Seite. Der Orkan hat uns überrascht und das Boot zertrümmert. Es hat sich niemand retten können, alle sind ertrunken, aber ich existiere, ebenso wie du.«
»Dann sind wir jetzt allein.«
»Nur für uns«, sagte der Blutsauger.
»Und wir haben das Leben.«
»Das immerwährende Leben, wenn wir achtgeben.«
Sie hatten den Keller verlassen, saßen in der Halle, wo sich der Geruch der kalten Kaminasche wie einunsichtbarer Schleier ausbreitete, und sie schauten zu, wie es vor den Fenstern dunkler und dunkler wurde. Die Nacht hatte den Kampf gegen den Tag wieder

einmal gewonnen.

Lucy hatte sich bisher nicht getraut, die Frage zu stellen, nun aber überwand sie sich. »Wer bist du? Ich wußte, daß du kommen würdest. Ich habe dich gespürt. Du hast mir eine Botschaft geschickt. Ich weiß so vieles, aber ich weiß eigentlich nichts. Woher kommst du? Du siehst aus wie jemand, der aus dem Süden stammt. Du bist dunkelhaarig, vielleicht Grieche.«

»Ich bin ein Phantom«, sagte er.

»Ein Phantom? Ohne Namen?« fragte Lucy.

»Ja.«

»Aber du mußt doch eine Heimat haben.«

»Ich bin ein Wanderer gewesen.«

»Gewesen?«

»Nein, noch immer.«

»Wanderer sind auf der Suche«, sagte sie. »Bist du auch auf der Suche, mein Freund?«

Der Blutsauger strich über sein Haar hinweg, als wollte er es noch mehr glätten. »Jeder ist auf der Suche. Auch ich. Ich suche das Blut. Ich suche nicht den Tod, denn ich will nicht vergehen. Ich suche die Zeit, ich suche das Leben - so, wie es mir gefällt. Ich war unvorsichtig, aber ich werde es nicht mehr sein. Man wird mich nicht mehr fangen und in einen Sarg stecken können, das lasse ich nicht zu. Ich werde auch weiterhin existieren und mich auf die Suche begeben.«

Lucy nickte, ohne begriffen zu haben.

Sie folgerte allerdings das Richtige.

»Heißt das, daß wir beide nicht zusammenbleiben werden?«

Er nickte ihr zu.

»Wir trennen uns also?«

»Ja.«

»Es ist schade«, sagte sie.

Er lächelte Lucy zu. »Du brauchst keine Sorge zu haben. Wenn du vorsichtig bist, wirst du auch weiterhin existieren. Wenn nicht, dann brauchst du dich auch nicht zu sorgen, denn du hast mich gerettet, und irgendwann, das weiß ich genau, wird einmal der Zeitpunkt kommen, wo ich mich revanchieren kann. Dann werde ich dich retten, Lucy, das verspreche ich dir. Dann bin ich plötzlich bei dir, obwohl du mich zuvor nicht gesehen hast. Verstehst du?«

»Nicht so richtig«, flüsterte sie.

»Ich lasse dich deinen Weg gehen. Du wirst ihn schaffen. Du wirst das Blut trinken können. Es gibt genügend Menschen, und es wachsen immer neue nach. Aber im Hintergrund schwebe ich.« Er nickte ihr zu, sprach nicht mehr weiter, aber sie wußte, daß es ein Abschied war. Sie schaute hoch, als er aufstand, zu ihr kam und sie ebenfalls auf die Füße zog. Sie standen sich gegenüber und starrten sich an.

Er war alt und trotzdem jung. Sein Gesicht wirkte nicht sehr männlich, eher etwas weich und aufgedunsen. Dabei locker und lässig. In seinen dunklen Augen lag ein Ausdruck, der auf Frauen wirkte.

Überhaupt zog er Frauen an. Er wirkte weich und animalisch zugleich, einen wie ihn konnte es normalerweise nicht geben, denn er war ein Phantom.

Genau…

»Wir werden uns jetzt trennen«, sagte er und strich mit seinen Fingern durch Lucys Gesicht. Erst jetzt fiel ihr auf, daß seine Nägel dunkel waren, als hätte er sie geschwärzt. »Trennen und trotzdem zusammensein, denn du wirst deinen Weg gehen, wie ich den meinen gehen werde. Ein Phantom der Zeit, ein Blut-Phantom.« Er beugte sich vor, zog die Lippen zurück und strich mit seinem beiden Vampirzähnen über ihre linke Halsseite hinweg, so daß Lucy von einem Schauder gepackt wurde, den sie sich kaum erklären konnte.

Sie wußte auch, daß es keinen Sinn hatte, ihn zum Bleiben zu überreden. Er war der einsame Wolf.

Der Einzelgänger auf dem Weg ins Leben und durch die Hölle.

Deshalb nickte sie nur.

Der Blutsauger ließ sie los. Er breitete die Arme aus, dann drehte er sich von ihr weg und schritt wortlos durch die Halle auf die breite Tür zu.

Jedes Aufsetzen des Fußes hinterließ ein Echo und war für Lucy Tarlington ein Abschiedsgruß.

Jeder noch so laute Ruf hätte ihn nicht aufhalten können, auch eine flehentlich vorgetragene Bitte würde es nicht schaffen.

Er legte die Hand auf die schwere Klinke und zog die Tür auf. Bevor er nach draußen in die Kälte ging, schaute er sich noch einmal um und winkte ihr mit einer Hand zu.

Damit verließ er das Haus. Er betrat die Treppe, eilte die Stufen hinunter. Die graue Dämmerung umgab ihn wie ein Schleier, in dem sich seine Gestalt aufzulösen schien.

»Nein!« keuchte Lucy plötzlich. »Nein, nein und nein!« Sie wollte es nicht wahrhaben. Deshalb rannte sie mit langen Schritten durch die Halle. Das lange Kleid mußte sie raffen, um nicht zu stolpern, doch auf der Schwelle rutschte sie aus und fiel über sie hinweg. Sie glitt bäuchlings den Stufen entgegen, kippte nach vorn und stemmte sich auf die Knie.

Er hatte die Treppe schon hinter sich gelassen und war dabei, den Weg zu den Klippen einzuschlagen.

Sie schrie hinter ihm her.

Er wollte sie nicht hören.

Und dann nahm ihn die Dunkelheit auf, als wollte sie ihn nie mehr loslassen.

Zurück blieb Lucy Tarlington.
Allein und verzweifelt, aber gierig nach Blut…

***

Und diese Gier steigerte sich. Auch wenn sie es versucht hätte, es wäre ihr nicht gelungen, gegen diesen irrsinnigen Drang anzukämpfen. Sie brauchte die Nahrung, sie konnte nicht ohne sie bleiben, sie würde austrocknen, zwar nicht sterben, aber die Kraft würde sie irgendwann verlassen. Deshalb mußte sie das Blut trinken.

In der Dunkelheit raffte sich Lucy auf. Sie lag noch immer vor der Treppe. Die Tür stand weit offen, und so torkelte sie wieder zurück in das Haus.

Sie lebte jetzt allein darin. Ihre Verwandten hatten alles im Stich gelassen. Aber sie würde nicht lange allein bleiben. Menschenleer war die Gegend nicht.

Noch vor Mitternacht machte sich Lucy auf den Weg, um ihren Blutdurst zu stillen.

Einen Plan hatte sie sich noch nicht zurechtgelegt. Sie wollte aber vor Anbruch des Tages ihren Drang gestillt haben, und Lucy war sicher, daß es ihr auch gelang.

Zwar stand ihr Haus einsam, aber nicht zu einsam. Wenn sie einige Meilen nach Norden wanderte, erreichte sie einen kleinen Ort, zu dem auch ein kleiner Hafen gehörte. Er reichte den Menschen, die als Fischer ihr Geld verdienten und deren kleine Häuser landeinwärts einen Halbkreis um den Hafen herum bildeten.

Sehr früh schon, vor Tagesanbruch fuhren die Männer mit ihren Booten hinaus aufs Meer. Dann ließen sie die Familien zurück. Frauen und Kinder, wehrlose Geschöpfe in den Häusern und Betten.

Beute für Lucy!

Sie ging schneller, als sie daran dachte. Das Blut lockte. Es war einfach wunderbar, und sie spürte die Kälte ebensowenig, wie den Wind. Der Drang nach Blut trieb sie voran, und sie schrie vor Freude auf, als sie die Schatten der Hütten unter sich liegen sah.

Im Ort war es still. Nichts rührte sich. Die Menschen schliefen. Kein Licht brannte. Niemand würde Lucy entdecken, wenn sie durch die wenigen Gassen schlich.

Einen schmalen Pfad, der sich schlangenähnlich in die Tiefe wand, lief sie hinab. Der Wind wurde hier unten durch Felsen und Buschwerk etwas gebremst. Das Meer lag jetzt in der Nähe. Sie hörte das Rauschen des Wassers, aber sie nahm keine Stimmen wahr. Alles blieb still, genau wie Lucy es sich wünschte.

Als sie das erste Haus erreichte, blieb sie an der Rückseite stehen. Ihre Füße hatten das zähe Strandgras zusammengedrückt, und sie entdeckte auch ein kleines Fenster in Augenhöhe.

Lucy schaute durch das Viereck.

Hätte jemand von der Innenseite gegen die Scheibe geschaut, er hätte dort ein verzerrtes Frauengesicht entdeckt mit weit aufgerissenen Augen, in denen die kalte Gier stand.

Sie sah nichts, aber sie nahm den Geruch der Menschen auf. Ja, sie roch die Schlafenden, über die sie bald herfallen würde, um ihnen das Blut auszusaugen.

Etwas lenkte sie ab.

Sofort duckte sich Lucy, als wollte sie in den Boden hineinkriechen. Das Geräusch hatte sie sehr schnell erkannt, es war das Knarren einer Tür gewesen.

Aber wo?

Lucy lief um das Haus herum und hörte das laute Husten eines Mannes, danach einen Fluch und Schritte, die sich entfernten. Lucy traute sich jetzt weiter vor. Ihren Plan hatte sie bereits geändert.

Wenn ein Opfer von selbst das Haus verlassen hatte, brauchte sie nicht hineinzugehen. Um so besser für sie.

Die Untote blieb dem Mann auf den Fersen. Sie sah in der Dunkelheit sehr gut und konnte die Gestalt erkennen, die in Richtung Hafen ging, wo die Boote lagen.

Lucy wußte Bescheid. Dieser Mann war ein Fischer, er ging zum Hafen, und wiederum änderte sie ihren Plan. Den neuen fand sie so gut, daß sie beinahe gejubelt hätte, aber sie mußte sich zusammenreißen und durfte vor allen Dingen nicht zu früh entdeckt werden.

Die nächsten Minuten vergingen wie im Flug, und sie waren für Lucy Tarlington sehr erfolgreich, denn sie hatte erkannt, welches Boot dem Fischer gehörte.

Es war das letzte in der langen Reihe. Der Mann war an Bord gegangen und hatte die Kerzen oder das Öl in der alten Sturmlaterne entzündet, die am Mast hing.

Er ging noch einmal von Bord und strich dabei so dicht an Lucy vorbei, daß sie nach ihm hätte greifen können. Es fiel ihr sehr schwer, dies nicht zu tun und nur hinter den hohen Kisten hocken zu bleiben, denn ihr Gefühl sagte ihr, daß die Zeit noch nicht reif war.

Sie wartete, bis der Fischer weit genug gegangen war und sie sicher sein konnte, nicht beobachtet zu werden. Erst dann verließ sie die Nähe der Kisten und huschte so leise wie möglich auf das Fischerboot zu.

Die See war in dieser Nacht nicht rauh. Der Wind hatte sich gelegt. Normaler Wellengang schwappte in das natürliche Hafenbecken hinein. Er ließ die festgemachten Boote schaukeln.

Die einsame Laterne schaukelte über ihrem Kopf. Das Streulicht erreichte nur schwach das Deck, und das war günstig für sie, als sie an

Bord kletterte und nach einem Versteck suchte. Sie entdeckte es nicht oben, sondern unten, wo sich die kleine Kajüte befand mit den beiden Schlafplätzen, aber auch die Lagerräume für den Fisch. Hier standen auch die Kübel mit dem Eis, das in der kalten Luft nur langsam schmolz.

Hinter den Kübeln verbarg sich die Blutsaugerin und wartete ab. Sie hockte in der tiefen Finsternis, denn über ihr waren die Luken noch geschlossen. Die würden erst geöffnet werden, wenn jemand den Fang an Bord geholt hatte, um ihn mitsamt dem Eis in den Laderaum zu werfen, wo die Fische dann zwischen die Eisbrocken fielen.

Lucy hatte Zeit, auch wenn sich die Gier und der Drang immer mehr verstärkten. Dieses Boot würde als erstes den Hafen verlassen, allein wie immer.

Zwei Leute waren an Bord, das wußte sie auch.

Nein, drei.

Denn sie lauerte…

***

Lange hatte Lucy nicht zu warten brauchen, als die beiden an Bord gingen. Sie hörte ihre Stimmen, von denen eine nicht eben begeistert klang. Der Mann beschwerte sich darüber, daß es zum Auslaufen viel zu früh war, was der andere nicht gelten ließ und darauf schimpfte, daß sein Helfer wieder zu lange gesoffen hatte.

Das Segel war gesetzt. Der Wind stand günstig. Er trieb das nicht sehr große Boot aus dem Hafen und hinaus auf die offene See, wo sich der Wellengang stärker bemerkbar machte, denn Lucy spürte sofort das heftige und ungewohnte Schlingern.

Die Fässer mit dem Eis waren festgezurrt worden, zum Glück, sonst wären sie gegen die Vampirin gerutscht, die wußte, daß es nicht mehr lange dauern würde, bis sie endlich zuschlagen konnte. Die Zeit war reif, und sie gierte nach Blut.

Lucy war es nicht gewohnt, auf See zu fahren. Auf allen vieren kroch sie durch den Laderaum, von dort hinein in die kleine Kajüte, in der die beiden Fischer einige Habseligkeiten verstaut hatten, bevor die Reise begann, und sie richtete sich auf, obwohl sie geduckt stehenbleiben mußte.

Die Dunkelheit hier unten kam ihr vor wie Fett. Überhaupt leuchteten nur vereinzelt stehende Sterne am Himmel, die verloren wirkten.

Und das blasse Licht der Sturmlaterne schwankte im Wind, als wäre es der blasse Gruß aus einem gespenstischen Reich. Vor Beginn des Niedergangs blieb die Blutsaugerin hocken. Die Stimmen der beiden Männer hörte sie nicht, denn über ihr fuhr der Wind in das Segel und ließ den Stoff knattern.

Hinzu kam das Rauschen des Wassers, das Klatschen der Wellen, wenn sie gegen die Bordwand schlugen wie feindliche Pranken, und all diese Geräusche gefielen ihr, denn sie brauchte nicht unbedingt leise zu sein, wenn sie den Niedergang hochkroch, um in die Nähe der beiden Opfer zu gelangen.

Sie freute sich darauf. Ihre Augen hatten einen dunklen Glanz bekommen. Ihr Mund stand offen, und aus dem Oberkiefer wuchsen die leicht gelblich schimmernden Vampirzähne hervor.

Sie tappte hoch.

Der erste Blick über das Deck. Noch aus einer Froschperspektive hervor, aber sie entdeckte bereits einen der beiden Fischer. Er hockte auf einer Bank und war mit dem Netz beschäftigt. Lucy erkannte den Mann im Profil. Er trug eine Strickmütze auf dem Kopf und hatte sich in dicke Kleidung gehüllt.

Wo hielt sich der andere auf?

Lucy kroch weiter und blieb dort liegen, wo das Segel einen Schatten über sie warf.

Endlich sah sie auch den zweiten Mann. Er stand am Heck. Was er tat, konnte sie nicht erkennen, zumindest starrte er auf die Wellen, die wie flüssiges, dunkles Glas wirkten.

Der Mann mit der Mütze war wichtiger.

Sie hörte ihn husten. Dann schimpfte er, machte aber weiter und hatte auch die Gestalt am Heck nicht gestört.

Auf dem Boden bewegte sich Lucy weiter. Daß er schmutzig und naß war, kümmerte sie nicht. So etwas nahm sie gar nicht zur Kenntnis. Sie sah nur ihr Opfer, das in seine Arbeit vertieft war und sich mit dem Netz beschäftigte.

Es glitt über seine Knie, und der Mann war dabei, noch einmal die Reißfestigkeit der Maschen zu prüfen.

Lucy schob sich schlangengleich vor. Über ihr brauste der Wind in den Segelstoff. Das Boot hatte Fahrt aufgenommen. Es wirkte nicht mehr so plump wie im Hafen, als es jetzt die Wellen durchschnitt oder auf ihnen ritt.

Der Fischer sah und hörte Lucy nicht. Noch näher glitt sie an ihn heran, nahe genug, und dann packte sie zu.

Es ging blitzschnell, sie hatte sich alles genau ausgemalt, und es gab nichts, was ihren Plan über den Haufen warf. Mit beiden Händen hielt sie die Fußknöchel des Mannes fest. Sie zerrte die Gestalt nach vorn, die überrascht war, daß es nicht zu einer Gegenwehr kam. Der Mann hielt sich auch nicht fest. Er rutschte schräg über den Sitz hinweg und landete rücklings auf den Planken, direkt neben ihr.

Jetzt drehte er den Kopf.

Der Mann konnte nicht anders, er mußte das Gesicht der Untoten sehen, und plötzlich erwischte ihn der Schock. Der Schreck malte sich

auf seinen Zügen ab, die so starr waren, als wären sie vereist, aber der Warnschrei drang nicht mehr über seine Lippen.

Lucy war schneller.

Sie schlug ihm mit der geballten Hand auf den Kopf, so daß der Mann zusammensackte. Er war nicht bewußtlos geworden, aber groggy und schlapp. Genau richtig für sie.

Lucy zerrte ihm die Mütze vom Kopf weg. Dann riß sie seinen Kopf herum, damit die linke Halsseite frei lag. Sie ließ sich auch durch den verfilzten Bart nicht stören und fand zielsicher die Stelle, wo sie die Zähne hineinhacken mußte.

Es war ihr einfach gegeben, es gehörte dazu. Dieser erste Biß war für sie etwas Wunderbares, wobei sie wirkte wie jemand, der sich bereits seit Jahren vom Blut der Menschen ernährte. Schräg lag die Untote über ihrem Opfer. Sie kümmerte sich nicht darum, daß der Körper noch einige Male zuckte.

Lucy spürte nur die erfrischende Kraft und die herrliche Süße des Menschenbluts.

Sie war zuvor wie ein alter Schwamm gewesen, was sich nun änderte, denn sie saugte sich voll. Sie saugte, trank und genoß. Längst war die Gestalt unter ihr erschlafft, sie trank noch immer, denn das Blut sprudelte auch weiterhin in ihre Kehle hinein.

Weit im Hintergrund glaubte sie, eine Stimme zu hören. Ein scharfer Ruf, der sie nicht weiter kümmerte, zuerst mußte sie den Mann bis auf den letzten roten Tropfen geleert haben.

Bis jemand ihre Schulter packte. Wieder hörte sie eine Stimme, dann wurde sie von ihrem Opfer zurückgerissen und wuchtig auf den Rücken geschleudert.

Mit dem Hinterkopf prallte sie noch auf die Planken, aber in dieser Haltung blieb sie nicht lange, denn sie stemmte sich hoch und stützte sich auf den Ellbogen ab.

Vor ihr stand der Fischer, der sich kurz zuvor noch am Heck aufgehalten hatte.

Er starrte auf sie nieder. Was er sah, konnte er nicht glauben. Das Licht der schwankenden Laterne fiel auch gegen das Gesicht einer Frau. Immer dann, wenn der Schein es erreichte, konnte der Fischer es sehr deutlich erkennen.

Das weit aufgerissene Maul, das total blutverschmiert war. Darüber sah er die Augen, die wie Kugeln wirkten, in denen sich der blanke Wahnsinn zu spiegeln schien.

Aber er sah auch seinen Kollegen leblos am Boden liegen. Und er sah das Blut aus den beiden Einstichen am Hals quellen. All dies ließ darauf schließen, daß sie keine normale Frau war, auch wenn sie so aussah in ihrem roten Kleid. Sie war eine Blutsaugerin, eine Vampirin, und er konnte jetzt auch die beiden spitzen Zähne erkennen, als sich

von ihnen die letzten Tropfen gelöst hatten.
In diesem Augenblick brach der Bann der Angst. Der Fischer dachte nicht mehr daran, daß er wieder zum Heck laufen mußte, um sein Boot zu lenken, er wollte diese Gestalt von Bord haben. Mit einer blitzschnellen Drehung drückte er sich unter dem Segel hinweg und glitt dorthin, wo ein stählerner Enterhaken lag. Er wußte nicht, ob er die Person damit killen konnte, aber er wollte sie damit packen und über Bord schleudern.
Niemand steuerte das Boot, deshalb schlingerte es auch so stark, und der Fischer bekam den Enterhaken erst beim zweiten Zugreifen richtig zu fassen.
Mit ihm in der rechten Hand wirbelte er herum. Er lief den Weg wieder zurück, breitbeinig, um das Schlingern auszugleichen. Die erste Enttäuschung erwischte ihn sehr bald, denn die Untote lag nicht mehr dort, wo er sie vermutete.
Sie war aufgestanden und zur Seite gegangen. Das Segel deckte sie jetzt.
»Ich kriege dich!« schrie der Mann gegen die anderen Geräusche an, auch um sich selbst Mut zu machen. »Ich werde dich packen, und ich werde dich vernichten?«
Zunächst packte er die schwankende Sturmlaterne und hielt - sie fest. Er selbst stand jetzt im Licht, aber er suchte die andere Person, die sich irgendwo verborgen hielt.
Sekundenlang geschah nichts. Der Mann fühlte sich wie ein Stück Holz. Er drehte dann den Kopf, hielt aber die Laterne fest, und als er über seine Schulter hinweg nach links schaute, da sah er die schwankende Bewegung der Frau.
Sie war verdammt nahe an ihn herangekommen. Er tat, was er tun mußte. Wuchtig schleuderte er die Sturmlaterne auf die Gestalt zu, in der Hoffnung, ihren verdammten Schädel erwischen zu können, was aber nicht klappte, denn die Untote tauchte weg.
Bevor die Leuchte wieder in seine Richtung schwang, hatte sich der Fischer auch geduckt, war unter ihr hinweggetaucht und machte sich auf die erneute Suche.
Er sah sie auf einer der noch geschlossenen Luken stehen. Sie hatte sich breitbeinig hingestellt, die Arme gespreizt, den Kopf zurückgeworfen, damit der Wind mit ihrem langen Blondhaar spielen konnte.
Und sie lachte.
Sie lachte wie eine Teufelin den Sturm an. Ihre weiße Haut leuchtete in dem großen Ausschnitt, und genau diese Stelle visierte der Fischer an.
In dieses Fleisch wollte er den Enterhaken versenken. Er sprang auf die Frau zu, holte bereits aus, als sie ihren Kopf wieder nach vorn

drückte.

Dann schlug er zu.

Er hatte dabei geschrieen und die Augen geschlossen. Er wollte einfach nicht zuschauen, wie der Haken in den Körper hineinschlug und dort eine Wunde riß. Der Haken steckte auch fest, aber nicht im Fleisch der Frau, sondern in einem Stück Kantholz.

Die Vampirin war dem Treffer entkommen.

Sie lachte wieder.

Und dann war sie an der Reihe. Mit den Füßen zuerst sprang sie den Mann an. Sie erwischte ihn im Unterleib. Der Fischer fiel zurück. Er prallte gegen den Segelmast, sah Sterne, dann aber nur noch die Dunkelheit, als die Unheimliche über ihm zusammenfiel, in sein Haar griff und sich den Kopf zurechtlegte, wobei sie die Haut am Hals noch straffte.

Das war ideal.

Und wieder biß sie zu. Sie hatte längst nicht genug. Sie würde nie genug haben.

Nie und nimmer…

***

Es gab Zeugen für die Untaten. Das Meer, den Himmel und die Wolken. Aber diese Zeugen schwiegen, und Lucy fühlte sich wie neugeboren. Sie hatte es geschafft. Sie war satt. Zweimal hatte sie Menschen aussaugen können, und jetzt fühlte sie sich riesig. Auch die Opfer würden zu Vampiren werden, das wußte Lucy.

Aber wollte sie es auch?

Noch konnte sie es sich überlegen, denn die beiden Gestalten lagen auf dem Deck, ohne sich zu rühren. Sie waren noch nicht erwacht. Der Strom hielt sie zwar umfaßt, aber er hatte sie noch nicht in ihre neue Existenz hineingespült.

Ihr Helfer war verschwunden. Sie war auf sich allein gestellt. Und sie mußte auch allein entscheiden.

Sie war bereits dabei, das Land zu verlassen. Irgendwann würde sie irgendwo wieder ein Ufer finden, wo sie an Land gehen konnte. Aber es war noch längst nicht soweit. Sie wollte sich zunächst auf das Meer hinaustreiben lassen, Nahrung hatte sie genug genossen. Später würde sie dann weitersehen.

Noch segelte sie durch die Nacht. Sie hörte den Stoff knattern. Der Wind umbrauste ihre Ohren. Er zerrte an ihren Haaren, und er kam ihr plötzlich vor wie ein Gefährte.

Sie dachte daran, daß dem Wind die ganze Welt gehörte. Plötzlich wollte sie so werden wie der Wind. Auch ihr sollte die Welt gehören, sie würde woanders hingehen, in ein fremdes Land, wo auch Menschen lebten, in deren Körpern Blut floß.

Und irgendwann in einer fernen Zeit würde sie wieder zurückkehren in die Heimat.

Die blutige Lucy!

Ihr gefiel der Name. Sie dachte auch an das Tagebuch, das sie zurückgelassen hatte. Es würde den Nachkommen ein Rätsel aufgeben, aber es würde auch dafür sorgen, daß sie nicht in Vergessenheit geriet.

Lucy Tarlington ging zu ihrem ersten Opfer und wuchtete es hoch. Es klappte alles so leicht. Nach dem Genuß des Lebenssaftes fühlte sie sich dreimal so stark wie vorher.

Mit ihrer Beute trat sie dicht an das Schanzkleid des Bootes, das in diesem Moment nach steuerbord drängte, was für Lucy sehr günstig war. Sie ließ die blutleere Gestalt über den oberen Holm hinweg in das Wasser rutschen, wo die Wellen sofort zupackten und sie verschlangen. Danach kümmerte sich Lucy um den anderen. Auch er wurde zu einer Beute des Meeres.

Dann war sie zufrieden.

Ihr gehörte das Schiff.

Ihr gehörte die Welt.

Und ihr gehörte das Blut!

***

Lucy Tarlington hatte nicht bemerkt, wie stark sie die letzten Erinnerungen überwältigt hatten. Sie erwachte wie aus einem tiefen Schlaf und schaute sich etwas verwundert um, denn sie saß in einem großen Zimmer, das mit wertvollen Möbeln aus dem letzten Jahrhundert ausgestattet war, zugleich aber auch mit moderner Technik, denn auf dem Schreibtisch standen ein Telefon und ein Faxgerät.

Die breiten Vorhänge verdeckten die Fenster, und als Lucy den Kopf weit nach rechts drehte, da geriet das Gesicht des Mannes vor ihre Augen, in dessen Suite sie sich befand.

Hal Doring schaute sie besorgt an. »Lucy, was ist mit Ihnen? Was haben Sie?«

»Wieso?«

Er lachte etwas gequält auf. »Sie - entschuldigen Sie, aber ich hatte den Eindruck, daß Sie mit Ihren Gedanken weit weg gewesen waren. Als wären Sie in ein Traumreich gefallen.«

»Na ja…« Sie lächelte. »Manchmal muß man eben träumen, denke ich mir.«

»Dann geht es Ihnen trotzdem gut? Sie sind okay?«

»Bin ich.«

»So daß wir auch auf die geschäftlichen Dinge zu sprechen kommen können.«

»Ich habe nichts dagegen.«
»Wunderbar. Möchten Sie vielleicht noch eine Kleinigkeit essen?«
»Nein.«
»Etwas trinken?« Er deutete auf den Hals der Champagnerflasche, der aus einem silbernen und zusätzlich mit Eis gefüllten Kübel hervorschaute.
»Vielleicht später.«
»Ja, das verstehe ich«, sagte Doring und ließ sich in die Polster zurücksinken, was seine Gestalt noch kleiner werden ließ. Doch der Blick seiner Augen war lauernd, und auch seine erste Frage klang ziemlich hintergründig.
»Sind Sie wirklich in der Lage, uns die Menschen liefern zu können, Lucy?«
»Das bin ich.«
»Und das kann schnell gehen.«
»Ja.«
Er räusperte sich. »Wir brauchen die Leute nämlich sehr bald, weil wir sie in ganz Europa einsetzen wollen.«
»Sie werden zufrieden sein, Hal, und die Männer müßten es auch sein, denn was sollen sie in ihrer Heimat? Das Land liegt zwar nicht am Boden, an ihm ist der Krieg vorübergegangen, aber die Armut ist doch sehr groß. Und wenn diese jungen Männer nach Nordwesten schauen, wo eben für sie die Paradiese liegen, da können sie nur neidisch und ungeduldig werden. Aber sie wollen auch arbeiten. Daß diese Arbeit nicht legal ist und unter der Hand geführt wird, kümmert sie nicht.«
Doring mußte wieder lachen. »So ergeht es uns ja auch. Wie wollen Sie die Leute denn aus Rumänien holen?« Er zeichnete mit beiden Händen in der Luft nach, was er meinte. »Es sind ja nicht nur zwei oder drei, sondern schon eine ganze Menge.«
Lucy ließ sich mit ihrer Antwort Zeit. »Das brauche ich gar nicht. Sie sind bereits hier.«
Fast wäre Doring in die Höhe geschnellt. »Was? Was sagen Sie da? Bereits hier?«
»Ja.«
»Wo?«
»Das sollte Sie nicht interessieren. Ich habe das Problem bereits gelöst. Alte Verbindungen, kann man sagen. Zwar ist der Geheimdienst des ehemaligen Diktators nach außen hin aufgelöst worden, aber die alten Verbindungen existieren noch.«
»Klar, die sind vorhanden.«
»Über die Bezahlung müßten wir auch noch reden«, sagte Lucy.
Doring nickte. »Machen Sie einen Vorschlag.«
Den bekam er nicht zu hören, denn sein Gegenüber saß plötzlich wie

festgewachsen im Sessel. Lucy sah aus, als litte sie unter einer wahnsinnigen Spannung oder Anspannung. Sie hatte den Kopf leicht gedreht und schaute zum offenen Durchgang hin, der in den breiten Flur der Suite hineinführte.

»He, Lucy, was ist denn los?«

Sie winkte herrisch ab. »Sind wir allein?«

»Natürlich sind wir das. Wir beide haben die Suite allein betreten. Niemand ist uns gefolgt.«

»Und zuvor?«

»Was meinen Sie damit?«

»War zuvor jemand in dieser Suite, der sich noch hier aufhält?« präzisierte sie.

»Nein, auf keinen Fall.«

»Aber es kommt jemand«, murmelte sie. Doring hatte die Worte nicht verstanden, er fragte nach, aber Lucy winkte nur scharf ab und befahl ihm, den Mund zu halten.

Das paßte Doring auch nicht. »Hören Sie, Lucy, ich will Sie nicht reinlegen. Was immer Sie auch denken mögen, es ist falsch. Es paßt nicht zusammen. Sie wollen ein Geschäft machen, ich ebenfalls, da müssen Sie die Karten offenlegen.«

»Etwas stimmt nicht!« Sie beharrte darauf. Ihre Augen bewegten sich hektisch. »Sie können sagen, was Sie wollen, Hal, es hat sich einiges verändert, und dies nicht zu meinen Gunsten.«

Hal Doring war ein skrupelloser Geschäftsmann, der in seinem Leben schon manchen krummen Weg beschritten hatte.

Jetzt allerdings wurde ihm mulmig zumute, denn die Frau vor ihm hatte sich so verändert, daß er es schon nicht mehr einordnen konnte.

Er wußte nicht, wie er sich verhalten und was er sagen sollte. Er war verunsichert. Zunächst hielt er sich zurück und schaute zu, wie sich Lucy Tarlington erhob. Ihr Blick war scharf und die Lippen waren zusammengekniffen, so daß ihr Mund einen sehr verbissenen Zug zeigte.

Doring versuchte es ein letztes Mal. »Sollen wir die Verhandlungen verschieben, wenn Ihnen nicht…?«

»Darum geht es nicht«, sagte sie.

»Um was dann?« Auch er stand jetzt auf und mußte erkennen, daß sie doch größer war, was ihn wiederum ärgerte.

»Es ist jemand in der Nähe«, flüsterte sie. »Ich kann ihn zwar nicht sehen, aber ich spüre ihn durch die Wände hindurch. Etwas kommt auf mich zu, das ich hasse. Verstehen Sie das? Ich hasse es. Und wenn ich etwas hasse, dann muß ich es vernichten - normalerweise.« Ihre Stimme senkte sich etwas.

»Aber ich sehe noch nicht das, was ich vernichten muß.«

»Hat es mit mir zu tun?«

»Nein, Hal.«

»Dann bin ich zufrieden. Ich wollte Sie auf keinen Fall reinlegen. Es sollte ein faires Geschäft werden.«

»Sicher, sicher«, entgegnete sie nickend und setzte sich in Bewegung.

Sie ging durch die Lücke zwischen Tisch und Sessel. Hal Doring befürchtete schon, daß sie zu ihm kommen würde, das aber tat sie nicht. Sie schaute auf den offenen Durchgang.

Dort aber tat sich nichts.

Hal blieb schräg hinter Lucy stehen. Mit ihrem Verhalten kam er auch jetzt nicht zurecht. Er sah wohl, wie sie zuckte. Oben an den Schultern am Kopf.

Dann drehte sie sich um.

Nein - er schrie nicht, obwohl ihm danach zumute war, denn das ansonsten so hübsche Gesicht der Frau war zu einer Grimasse verzerrt. Das hätte er auch noch hingenommen, aber da war etwas anderes, das ihn fast von den Beinen haute.

Ihr Mund stand weit offen, sehr weit sogar. Und aus dem Oberkiefer schauten zwei kleine Dolche, die gelbweißen Vampirzähne hervor.

Und Hal Doring wußte, daß sie echt waren!

ENDE des ersten Teils